

Hiob – Welch ein Schicksal!

Die Antworten des Hiob-Buches

Veröffentlichungen im Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg
Frb. i.Br. 09/2015*

von Klaus Kühlwein

Das Buch HIOB (Ijob) ist eines der sprachgewaltigsten und theologisch tiefgründigsten Bücher der Bibel. Die Geschichte der gleichnamigen Hauptperson Hiob ist uralte, doch die aufgeworfenen Fragen sind hochaktuell und ihr Zündstoff ist so brennend wie ehedem. Explosiv mischt das Buch alles, was die Leidproblematik aufwirft: Gott und den Satan, Vorsehung und Schicksal, unsagbares Leid, Verzweiflung und Aufbegehren, Trost und Scheintrost, Anklage, Widerrede und Vorwürfe, schließlich Plädoyer und neue Einsicht.

All das verdichtet der tragische Held Hiob. Er muss durch eine lange Nacht des Leidens und der Dunkelheit gehen, eine Nacht, die einfach nicht enden will. Doch letztlich bricht auch für ihn eine Morgendämmerung an und ihr zunehmendes Leuchten spiegelt sich in Hiobs matten Augen. Hiob beginnt den Finger Gottes zu erkennen und sieht, wohin er zeigt.

EIN BUCH UND SEIN UNSTERBLICHER STOFF

Gäbe es einen literarischen Nobelpreis für antike Werke, der Verfasser des Buches HIOB hätte ihn allein dafür verdient. Leider könnte der Preis auch postum nicht vergeben werden, denn das Buch ist anonym geschrieben und anonym veröffentlicht.

Über den Autor ist so gut wie nichts bekannt. Das trifft für viele andere biblische Bücher auch zu, dennoch wirft die unbekanntes Verfasserfrage Probleme auf. Wer das Buch aufmerksam durchliest, wird an einigen Stellen stolpern und sich fragen, ob das alles von einer Hand geschrieben ist? Es gibt inhaltliche Brüche, die nur über schwache Stege Verbindung halten, und es fallen allgemein sprachliche und stilistische Unterschiede ins Auge, die turmhoch voneinander entfernt sind.

Dennoch ist das Hiobbuch alles andere als ein Flickenteppich. Im Grunde besteht es aus nur zwei Teilen: einer alten kurzen Geschichte in Erzählprosa und einem kunstvollen Dialogteil zwischen Hiob, seinen Besuchern und am Ende auch Gott.

In der Erzählprosa wird von einem frommen und tadellosen Mann berichtet, den urplötzlich ein Unglück nach dem anderen verfolgt. Bis zum letzten Schicksalsschlag bleibt er aber seinem Gott ergeben und preist ihn mit den bewegenden Worten: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn«. Daraufhin wendet Gott das schlimme Los seines treuen Knechtes und segnet ihn mehr als zuvor. Gleich doppelt so viel an Kleinvieh, Kamelen, Rindern und Eseln erhält Hiob zurück. Auch zwei Hände voll Kinder werden ihm erneut geboren: sieben Söhne und drei Töchter, deren Schönheit alle überragt. Vater Hiob soll danach noch lange gelebt haben, mit Ururenkeln auf dem Schoß. Hochbetagt stirbt der geprüfte Hiob zufrieden und lebenssatt.

Das ist der Kern einer anrührenden Geschichte mit Happy End, die sehr alt ist. Ihre Entstehung dürfte weit in der Frühzeit Israels liegen. Sicherlich wurde sie dabei von ähnlichen Geschichten beeinflusst, die vor allem aus dem östlich gelegenen Mesopotamien kamen. Im Laufe der erzählerischen Weitergabe sind in die Stammgeschichte weitere Elemente eingeflossen. Vermutlich wurden Freunde und Verwandte aufgenommen, die den geschlagenen Hiob besuchten, trösteten und irgendwie „versuchten“. Das heißt, sie taten das, was Frau Hiob ihrem Gatten brüsk an den Kopf warf – vielleicht nicht so drastisch, aber ähnlich. Dadurch gewinnt die Treue Hiobs an Gewicht und der fürstliche Lohn dafür wird noch verständlicher.

Schließlich wurde auch der *Satan* eingeführt mit der entsprechenden Szene im Himmel. Wir dürfen diesem Satan nicht das Siegel unseres zweitausendjährigen Teufelsverständnisses aufdrücken. Als man sich die Hiobgeschichte am Lagerfeuer erzählte, war der Satan eine Art Ankläger-Engel im Hofstaat Gottes. Seine Aufgabe bestand darin, die Menschen genau zu beobachten und Fehlritte aufzuspüren. Stieß der Satan bei seinen Kontrollgängen durch die Gegenden der Erde auf Übeltäter, konnte er vor die göttliche Ratsversammlung treten und die vermeintlichen Delinquenten höchstamtlich verklagen. In der Hioberzählung hat dieser himmlische Oberstaatsanwalt auch eine Art Polizeibefugnis. Gott kann ihn beauftragen, überführte Missetäter gehörig abzustrafen.

Dass der fromme und brave Hiob auf Satans schwarze Liste landete, ist er letzte Pfiff, der in die alte Erzählung einging. Angestoßen wurde die Erweiterung vermutlich durch persische Einflüsse, die nach dem babylonischen Exil in Israel dominierten. Sowohl die boshafte Satansfigur als auch die Vorstellung einer planmäßigen Überwachung dürften von daher inspiriert sein. Der hochnäsige Satansauftritt, sein heimtückisches Wettangebot und seine Geißelhiebe auf den armen Hiob zieht jeden Hörer in den Bann. Es ist einfach zu viel des Unverschämten. Wahrscheinlich war die Geschichte in alter Zeit populär und wurde gern erzählt – unter entrüstetem Kopfschütteln und beifälligem Aufatmen nach dem guten Ende.

Was will diese Erzählung? Sicher möchte und kann sie kein Bericht sein über ein historisches Geschehen irgendwann und irgendwo im weiten Osten jenseits des

Jordans. Darin ist sich die Hiobexegese einig. Die Geschichte erzählt beispielhaft und stellt Hiob prototypisch als gerechten Menschen vor, dem der Segen Gottes sicher ist. Durch den furchtbaren Unglücksreigen wird der untadelige Hiob in eine Lebenskatastrophe gestürzt, die ihm eine Grundentscheidung abverlangt.

Wird er Gott fluchen und soll er hoffnungslos sterben, wie seine Frau es einfordert? Wird er sein Leben für sinnlos erklären und die ganze Schöpfung obendrein? Die Wettintrige des Satans setzt noch eins drauf. Bindet Hiob seine Frömmigkeit an den *sichtbaren* Segen Gottes? Der Satan ist argwöhnisch und unterstellt dem frommen Mann eine Art Kosten-Nutzen-Rechnung. Hiob würde nur solange Gott verehren, ihm dienen und nach seinen Geboten leben, wie er von diesem zählbares Glück für Haus und Hof erhalte. Ginge alles dahin, einschließlich seiner Gesundheit, würde Gott schon sehen, was an diesem Musterknaben wirklich dran sei.

*»Den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen!«*

So kündigt es Mephisto in Goethes Faust I dem Herrn selbstsicher an (312-14). Obwohl der Satan ganze Arbeit leistet, bleibt er erfolglos – bei Dr. Faust und noch mehr bei Hiob. Der geschlagene Familienvater und Herdenbesitzer aus Uz ergibt sich seinem Schicksal und lobt seinen Gott auch in tiefster Not. Der duldsame Hiob hat die Prüfung bestanden. So kann der Herr das Blatt wenden und seinen treuen Knecht belohnen.

Ende gut, alles gut!? Das Buch Hiob wäre kein Welterfolg geworden nur mit diesem Ende, nur mit der alten Volkserzählung im Gepäck. Ja, es wäre wohl nie geschrieben worden.

Dass es anders kam, verdanken wir einem unbekanntem Autor im vierten oder dritten Jahrhundert v. Chr. Er setzte sich hin und schrieb ein Werk, an dem rabbinische und christliche Theologie zu knabbern hat bis zum heutigen Tag. Was ist dem anonymen Schreiber eingefallen? Schon flüchtiges Blättern im Buch genügt, um einen Eindruck zu gewinnen. Die Erzählung von Hiobs Gerechtigkeit, von seinem Glück und den Unglückslawinen endet bereits nach zwei kurzen Kapiteln (2,13). Der sagenhafte Schlussteil fehlt noch. Ihn finden wir erst weit hinten auf der letzten Buchseite in 42,7-17. Damit ist die überlieferte Geschichte zweigeteilt und zu einer Art *Rahmen* gestaltet. Zwischen den stark auseinander gezogenen Teilen schwingt der neue Autor seinen Taktstock und spielt eine Melodie, die ganz anders klingt als in der Ausgangsgeschichte. Um sein „sperriges“ Stück einzupassen, dürfte er redaktionell auch in den Erzähltext eingegriffen haben. Das legen stilistische und inhaltliche Gründe nahe. Die Änderungen halten sich aber in engen Grenzen.

In der Bibelwissenschaft wird der unbekanntem Verfasser meist als *der Hiobdichter* bezeichnet. Dieses Lob gilt nicht nur seiner sprachlichen Kraft mit Gespür für stilistische Feinheiten, sondern auch seiner gedanklichen Tiefe und Kreativität.

Der Dichter ist Schriftsteller und Theologe ersten Ranges. Allein die sprachliche Form lässt den Prosastil der Erzählung weit hinter sich. Der Text ist durchweg hochpoetisch und kunstvoll gereimt. Im hebräischen Original ist das viel besser zu erkennen als in deutscher Übersetzung. Der hohe bis höchste Anspruch der Verse treibt jedem Übersetzer Schweiß auf die Stirn. Studenten in Hebräischkursen können ein Lied davon singen.

So formvollendet und schön der Dichter seine Gedanken dargestellt hat, wichtiger ist seine inhaltliche Botschaft. Auf der langen Strecke vom 3. bis zum 42. Kapitel hat er Spitzentheologie im Alten Testament geschrieben. Sie tritt uns in packenden Rededuellen und tief sinnigen Monologen gegenüber. Während der dramatischen Auseinandersetzungen steuerte der Dichter unbeirrt seinen Kurs, trotz heftigen Gegenwinds. Widerstand schien ihn sogar anzufeuern. Wir werden seine scharfe Feder noch genügend kennen lernen. Am Ende seines Werkes wuchs der Dichter über sich hinaus. Er überrascht seine Leser mit furiosen Gottesreden und verblüfft uns mit einem allerletzten Hiobwort (42,6).

Da der Begriff „Dichter“ im Kontext der Bibel ein missverständliches Wort ist, wird im weiteren Verlauf der Ausführungen ersatzweise der weitgehend der Begriff „Theologe“ verwendet.

Der unbekannteste Hiob-Theologe hat ein widerspenstiges und aufmüpfiges Buch verfasst. Es bohrt tief in die Fragen nach dem Leid, nach selbstverschuldeter oder unverschuldeter Not, nach dem Verhalten Gottes und seiner Rolle als Schöpfer. Es stellt letztlich die Frage, ob hinter der leidvollen und brüchig anmutenden Schöpfung wirklich ein guter und allmächtiger Gott steht. Der dänische Religionsphilosoph Sören Kierkegaard nannte das Hiobbuch »gleichsam die ganze inhaltsreiche Klageschrift seitens des Menschen in der großen Sache zwischen Gott und dem Menschen«. ¹ Diese imposante Thematik macht *Hiob* unsterblich.

GOTT, DER SATAN UND EINE WETTE

Es klingt unglaublich und es ist „unglaublich“. Im Buch Hiob (Ijob) im Alten Testament wird erzählt, dass der Satan und Gott eine ziemlich üble Wette ausheckten. Sie nahmen einen Mann namens Hiob ins Visier, der davon nicht das Geringste ahnte. Über seinen Kopf weg wetteten Gott und Satan um Hiobs Glaubenstreue. Dabei setzten sie ihn Torturen aus, die den braven und arglosen Mann in tiefste Verzweiflung stürzten.

Was war geschehen? Der Satan hatte die Gegenden der Welt durchstreift und eben mal im Himmel vorbei geguckt. Auf der Erde hat Satan viel gesehen. Er hatte hierhin und dorthin geschaut, dieses und jenes aufmerksam beobachtet, und den einen oder anderen Menschen wird er genau unter die Lupe genommen haben.

Im Himmel kommt der wohl unterrichtete Menschenkontrolleur mit anderen Gottessöhnen – wahrscheinlich sind Engel gemeint – zu einer Audienz beim Höchsten. Wie zufällig verwickelt Gott den Satan in ein Gespräch. Ob der Weltreisende bei seiner Tour auch auf einen gewissen Hiob geachtet habe, fragt der Herr gespannt nach. Dieser Mann sei nämlich ganz besonders fromm, er sei rechtschaffen und rundum untadelig; er fürchte Gott und meide das Böse.

Im Sprachgebrauch des Alten Testaments bedeutet diese Aufzählung ein nicht mehr steigerungsfähiges Lob. Der Erzähler hat zwei Wortpaare zusammengefügt, die unabhängig voneinander in den Sprichwörtern und den Psalmen auftauchen. Das erste Wortpaar: »*untadelig und rechtschaffen*« steht etwa für „fehlerlos wie ein Opfertier, schuldlos, gerecht, lauter und treu“. Das zweite Paar: »*gottesfürchtig und fern vom Bösen*« bezeichnet einen Menschen, der seinen Glauben gegenüber Gott und den Mitmenschen makellos lebt. Dieses geballte, vierfache Lob Hiobs ist in seiner Form einzig in der Bibel. Aus dem Munde Gottes klingt das so (Hiob 1,8c): »*Seines Gleichen gibt es nicht auf der Erde*«. Noch frömmere hätte der Erzähler den Hiob wirklich nicht machen können.

So ist der reiche Segen Gottes garantiert. An Hab und Gut und an Familienglück sucht Hiob seines Gleichen. Sieben Söhne und drei Töchter seien ihm geboren. Für den orientalischen Hörer bedeuten zehn Kinder, die die beiden Hände voll machen, rundum Segensfülle der Nachkommenschaft. Auch beim Herdenbesitz schöpft die Geschichte aus dem Vollen. Sage und schreibe »*siebentausend Stück Kleinvieh, dreitausend Kamele, fünfhundert Joch Rinder und fünfhundert Esel, dazu zahlreiches Gesinde*« soll Hiob besessen haben. Wieder sind symbolische Zahlen benutzt: 7 mal tausend, 3 mal tausend und 1 mal tausend – was so viel heißt wie: Kann man noch mehr sein Eigen nennen?

Doch dem nicht genug. Auch die Söhne Hiobs mussten gut betucht gewesen sein. Jeder besaß ein Haus, d.h. einen „Gutshof“ mit allem, was dazu gehört. Offensichtlich waren die Söhne frohsinnige Gesellen, denn reihum veranstalteten sie Gastmähler und luden immer alle Geschwister dazu. In punkto Familienleben waren die Hiobs ebenfalls beneidenswert. Obwohl nichts Ungehöriges von den häuslichen Festen zu berichten war, machte sich Vater Hiob stets am Morgen danach auf, um seine Kinder zu entschuldigen. Für jedes Kind brachte er ein Brandopfer dar. Es war gedacht für den Fall, dass doch eines über die Stränge geschlagen hatte – unabsichtlich oder aus spaßigem Übermut.

Laut Bibel übertraf der brave Hiob alle Bewohner des Ostens an Ansehen. Mit „Osten“ ist das riesige arabische Gebiet jenseits des Jordans gemeint. Das Land Uz, die Heimat Hiobs, würde irgendwo dort liegen.

Auf seinem Streifzug durch die Länder der Welt ist der Satan auch durch Uz gekommen. Natürlich war ihm nicht entgangen, wie mustergültig fromm, wie reich und angesehen dort Hiob lebte. Argwöhnisch glaubte der Teufel sofort ein dickes

Haar in der Suppe erspähen zu können. Er witterte eine Chance, seine große Chance. Dreist ergriff er sie, als der Herr ihn vornehm nach Hiob fragte (1,10f):

»Geschieht es ohne Grund, dass Hiob Gott fürchtet? Bist du es nicht, der ihn, sein Haus und all das Seine ringsum beschützt? Das Tun seiner Hände hast du gesegnet; sein Besitz hat sich weit ausgebreitet im Land. Aber streck nur deine Hand gegen ihn aus, und rühr an all das, was sein ist; wahrhaftig, er wird dir ins Angesicht fluchen«.

Satan ist siegessicher. Der Herr will diese Unverfrorenheit samt der schlimmen Voraussage nicht auf sich beruhen lassen. Kurz und bündig gibt er all den Besitz Hiobs in Satans Gewalt. Nur den Hiob selbst dürfe er nicht anrühren. Der Satan fackelt nicht lange und beschwört Unheil herauf.

Als bald geben sich bei Hiob Boten die Klinke in die Hand und melden atemlos ein Verderben nach dem anderen: Räuberische Sabäer seien über die Herden der Rinder und Esel hergefallen. Alle Tiere hätten sie mitgenommen und die Knechte mit scharfem Schwert erschlagen. Da kommt ein anderer und meldet, dass gewaltiges Feuer vom Himmel die Schafherde mitsamt den Hirten vernichtet habe. Gleich darauf schneit die Nachricht von einem kriegerischen Beutezug der Chaldäer herein. Sie hätten die wertvollen Kamele gestohlen und jeden Knecht erbarmungslos niedergemacht.

Die Schreckensmeldungen lassen Hiob keine Verschnaufpause. Noch ehe sie ausgesprochen sind, meldet sich ein Bote mit einer letzten furchtbaren Nachricht (1,18f): *»Deine Söhne und Töchter aßen und tranken Wein im Haus ihres erstgeborenen Bruders. Da kam ein gewaltiger Wind über die Wüste und packte das Haus an allen vier Ecken; es stürzte über die jungen Leute, und sie starben«.*

Die entsetzlichen Botschaften erfassen Hiob wie eine Geröll-Lawine. Tief erschüttert steht er auf, zerreißt sein Gewand, schert sich den Kopf und wirft sich auf den Boden ... Und dann? Wird Hiob sein furchtbares Geschick vermaledeien? Wird er Gott fluchen, der ihn bislang so üppig gesegnet hatte und ihn nun sang- und klanglos fallen ließ? Nichts von all dem. Ganz nüchtern heißt es dass Hiob auf den Boden hingestreckt Gott anbetet. Dabei spricht er jene berühmt gewordenen Sätze, die zum Inbegriff duldbender Ergebung aufstiegen (1,21): *»Nackt kam ich hervor aus dem Schoß meiner Mutter; nackt kehre ich dahin zurück. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn«.*

Was für eine Antwort! Hat Hiob übermenschliche Kräfte? Aus heiterem Himmel wird seine Lebenshoffnung, sein Familienglück zerstört, dazu ist er restlos ruiniert. Doch keine Klage, schon gar keine Anklage verlässt seine Lippen. Hiob weiß sehr wohl, dass Gott der Grund seines Segens ist und dass dieser Segen jetzt abrupt dahin ist. Von der makaberen Wette ahnt Hiob weiterhin nichts. Ohne Widerspruch fügt er sich in sein Schicksal; er duldet, leidet und trauert.

Eigentlich könnte die Geschichte hier enden. Was noch fehlte wäre ein Happy End. Gott würde dem armen Hiob erneut eine Kinderschar und Besitz schenken und natürlich noch eine kleine Belohnung dazu. Doch unsere Geschichte verschärft die dramatischen Ereignisse. Sie füllt Hiobs bitteren Becher auf bis zum Überfließen.

Der Satan bleibt hartnäckig. Abermals tritt er vor Gottes Thron. Halb triumphierend, halb mitleidig weist ihn der Herr auf den so übel mitgenommenen Hiob hin (2,3): *»Noch immer hält er fest an seiner Frömmigkeit, obwohl du mich gegen ihn aufgereizt hast, ihn ohne Grund zu verderben«*. Es klingt an, als ob Gott seine Wette bedauert und Schluss machen will. Aber der Satan gibt sein perfides Spiel nicht so schnell verloren.

Was verlangt er mehr? Der schlaue Verderber hat eine Erklärung parat und stichelt weiter. Hiob habe noch nicht das volle Maß an Leid und Elend gekostet – er sei noch bei Kräften und gesund. Raffiniert und tückisch rechnet der Satan: Es sei etwas ganz anderes, was einer am eigenen Leib erdulden müsse, als „nur“ den Besitz oder Angehörige zu verlieren. Würde der Herr dem Hiob direkt ans Leder, ihn schlagen an Gebein und Fleisch, werde der fromme Mann sicherlich seinen Lebensmut verlieren und gegen den Himmel fluchen. Skrupellos verlangt der Widergeist eine neue Probe, diesmal ohne Pardon. Tatsächlich lässt es Gott darauf ankommen! Er gibt Hiob selbst in die Hand Satans. Nur sein Leben müsse er schonen.

So nimmt das Unheil seinen Lauf. Bösartige Geschwüre befallen Hiob von der Fußsohle bis zum Scheitel. Der bedauernswerte Tropf setzt sich in Asche und schabt seinen Körper mit einer Scherbe. Dieser ist madenbefallen, eitrig und verschorft. Obwohl sehr schmerzhaft, war die Krankheit nicht unmittelbar lebensbedrohend. Aber sie schnitt Hiob radikal ab vom gesellschaftlichen Leben um ihn herum. Sein Aussatz machte ihn endgültig zu einem hoffnungslos verlassenem Menschen. Selbst seine Frau, die uns jetzt erst begegnet, hat nur Hohn für ihn übrig. Verächtlich fordert sie Hiob auf (2,9): *»Lästere Gott, und stirb!«*.

Was wird Hiob diesmal tun? Tiefer konnte er nicht sinken. Sein verlorener und verbrannter Besitz, seine toten Kinder, seine trostlose Einsamkeit und Verachtung waren gleich der Asche, in der er saß.

Doch Hiob bleibt heroisch. Die anmaßende Aufforderung seiner Frau weist er barsch zurück und nennt sie eine Törlin. Das ist ein schroffes Urteil in der Bibel. Rhetorisch fragt er sie (2,10): *»Nehmen wir das Gute an von Gott, sollen wir dann nicht auch das Böse annehmen?«* Schließlich versichert der Erzähler nochmals seinen Hörern ausdrücklich (2,10): *»Bei all dem sündigte Hiob nicht mit seinen Lippen«*.

Spätestens jetzt müsste der Satan seine Niederlage eingestehen und dem Herrn zu seinem doppelt und dreifach treuen Knecht Hiob gratulieren. Die Belohnung des Helden wäre endgültig fällig. Doch dazu kommt es nicht. Kundige Leser wissen,

dass die Hiobgeschichte gerade mal begonnen hat und sich dramatisch weiter-schlängelt. Erst viel später, nach mehrfachem Hin und Her, wendet sich das Blatt. Gott segnet wiederum Hiobs Leben und schenkt neues Lebensglück.

Auf den ersten Blick ist dieser Erzählgang unverständlich. Er klärt sich jedoch, wenn wir sorgfältig auf die Reden und Gegenreden in den folgenden Kapiteln achten. Dann erweist sich das Hiobbuch als kunstvoll kombiniertes und theologisch tiefgründiges Werk, das seines Gleichen sucht in der Literatur der alten Welt.

HIOB IN DER FALLE – FREUNDE KOMMEN

Nach den furchtbaren Schicksalsschlägen hatte sich Hiob aus Uz in die Asche gesetzt. Es ist ein erbarmungswürdiges Bild wie er verloren und einsam seine schwärrenden Wunden schabt. Als bald erfahren aber drei alte Freunde Hiobs von seinem bösen Schicksal. Ein gewisser Elifas aus der Gegend Teman, Bildad aus Schuach und Zofar aus Naama werden sich schnell einig, ihren Freund gemeinsam aufzusuchen, um ihr Mitgefühl zu zeigen und Trost zu spenden. Schon von weitem sind sie maßlos entsetzt, weil sie ihn in seiner Qual nicht mehr erkennen. Sie schreien auf und weinen, zerreißen ihre Kleider und streuen Asche gegen den Himmel. Überwältigt von Trauer und Mit-Leid setzen sie sich zu ihrem Freund und bleiben sieben Tage und Nächte an seiner Seite (2,13): *»Keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, dass sein Schmerz groß war«.*

Bis hierher benehmen sich Elifas und die beiden anderen ausgesprochen sensibel. Sie halten ihre Augen offen vor dem abgründigen Leid, sie „hören“ auf Hiobs stumme Klage und sie fühlen hautnah seine Pein. Aus der Sicht einer modernen Trauerbegleitung haben die Drei den richtigen Ton getroffen. Doch der Umbruch ist jäh und hart. Der Auftakt bildet eine längere Lebensklage des bislang so duldsamen und wortkargen Hiob. Endlich löst der Erzähler die Zunge unseres tragischen Helden, dem so übel mitgespielt wurde. Der Hiob-Theologe übernimmt die Regie und baut einen kämpferischen, ja revoltierenden Hiob auf. Ab sofort findet sich der Geschlagene nicht mehr ab mit seinen Schlägen. Er schreit sein Unglück hinaus, provoziert unbequeme Fragen, wird angriffslustig und lässt keine Gegenrede unbeantwortet.

Gleich zu Beginn macht Hiob seiner Verzweiflung Luft und flucht auf den Tag seiner Geburt, auf einen Tag, der ihn in ein jämmerliches Dasein schleuderte (3,1-26). Weshalb sei er von Knien empfangen worden, und wozu habe er an den Brüsten seiner Mutter getrunken? Wäre er doch nie geboren worden! Oder wäre er wenigstens schon im Mutterleib gestorben! Dann könnte er jetzt rasten und hätte seine Ruhe. Das ist mehr als nur melancholisches Selbstmitleid. Es ist der Beginn eines Trommelwirbels gegen den Himmel, der bald Sturmstärke erreichen wird.

Gegen Ende des Klagereignisses, beinahe unmerklich, hallt der erste Donnerschlag. Unverblümt stellt Hiob eine theologische Grundfrage ersten Ranges:

Warum, in aller Welt, schenkt Gott jenen Menschen Licht und Leben, deren Los nur Elend, nichts als Elend und Bitternis sein wird? Was für einen Sinn macht es, vegetieren zu müssen, statt leben zu können? Warum tut Gott den Menschen das an?

Diese anklagenden Fragen brennen lichterloh durch die Zeit und haben bis heute nichts an Dringlichkeit verloren. Im Gegenteil! Der Theologe des Hiobwerkes hat hier sein erstes Positionsfeld entzündet – grell leuchtend und weit sichtbar. Mit dem kleinen Wort „warum“ löst er ein seismisches Beben aus, das bis zum Ende des Buches anhalten wird. Wir beginnen zu ahnen, was der Erzähler seinen Lesern zumuten will. Schon ein paar Zeilen weiter legt er die entscheidende Karte auf den Tisch. Das Startsignal für eine dramatische Auseinandersetzung ist gegeben.

Elifas von Teman richtet das Wort an Hiob, und rasch kommt er zum springenden Punkt (4,7f): *»Bedenk doch! Wer geht ohne Schuld zugrunde? Wo werden Redliche in Stich gelassen? Wohin ich schaue: Wer Unrecht pflügt, wer Unheil sät, der erntet es auch«.*

Schuld? Unrecht? Ernte der eigenen Früchte? Für einen Moment müssen wir inne halten und uns orientieren. Sind wir auf eine falsche Bühne geraten, mitten in ein fremdes Stück? Sicher nicht, denn wir können an den Fingern abzählen, worauf Elifas aus ist. Hiob müsse sich irgendwie gegen Gott und seine Weisungen verfehlt haben, und nun treffe ihn eben die „gerechte“ Strafe, jetzt würden ihn die eigenen schlimmen Taten einholen. So einfach sei das. Es ist ganz schön dreist von Elifas, seinem Freund eine solche Rechnung samt Quittung unter die Nase zu reiben. Wie kommt er auf einen solchen Gedanken?

Die einleitenden Worte haben es schon angedeutet. Elifas begann mit einem sanften Vorwurf: Viele entmutigte Menschen hätte Hiob selbst gestärkt. Gestrauchelten habe er die Hand gereicht und Wankenden Halt verschafft. Nun sei er an der Reihe. Und kaum treffe es ihn, gebe er einfach auf. Er solle doch Gott befragen, Gott seine Sache vorlegen. An Hiobs Stelle würde er, Elifas aus Teman, das sofort tun. Was dabei herauskommt ist klar. Hiob hat eine Schuld, die gerade ausgeglichen wird. Daher der wohlmeinende Rat: Verschmähe nicht Gottes Zucht!

Wenn Hiob das einsähe, sei die Sache halb so schlimm. Sein Leid hat einen Grund und ist verstehbar. Außerdem kann er auf bessere Zeiten warten. Denn Tag für Tag büßt er das eigenhändig gezimmerte Unheil ab.

Was dieser Elifas seinem Freund hier vorhält, ist uns heute so bekannt, wie es im alten Israel jedem selbstverständlich vorkam. Die Bibelwissenschaft gebraucht dafür den etwas gestelzten Ausdruck »Tun-Ergehen-Zusammenhang«. Aber dieser Begriff veranschaulicht gut den zugrunde liegenden Gedanken. Zwischen dem Tun des Einzelnen und seinem persönlichen Ergehen gibt es eine Ursache-Wirkung-

Verbindung. Kurz gesagt: Der Frevler schwört mit seinen bösen Taten selbst Unheil gegen sich herauf und Gottes Strafe zieht über ihn wie ein Gewittersturm. Dem Gerechten und Frommen dagegen ergeht es wohl, sein Leben glückt und der Segen des Herrn lässt ihn rundum gedeihen.

Ein beklemmendes Beispiel aus unserer Zeit erzählt der Bostoner Rabbi Harold Kushner in seinem viel gelesenen Buch *Wenn guten Menschen Böses widerfährt*: »Ich war ein junger Rabbiner, als ich zu einer Familie gerufen wurde, um ihr in einem unerwarteten Fall fast unvorstellbarer Tragik beizustehen. Die Eltern mittleren Alters hatten eine Tochter, ein heiteres 19jähriges Mädchen, Studentin im 1. Semester an einem auswärtigen College. Eines Morgens beim Frühstück erhielten sie einen Telefonanruf aus dem Universitätskrankenhaus. `Schlechte Nachrichten für Sie. Ihre Tochter brach heute Morgen auf dem Weg zum Hörsaal zusammen. Es scheint, dass ein Blutgefäß im Hirn geplatzt ist. Sie starb, bevor wir irgendetwas tun konnten. Es tut uns entsetzlich leid´. Völlig verzweifelt baten die Eltern einen Nachbarn, ihnen bei dem Entschluss zu helfen, was als nächstes zu unternehmen sein. Der Nachbar benachrichtigte die Synagoge, und ich besuchte sie noch am selben Tag. Ich betrat ihr Haus im Bewusstsein meiner Unzulänglichkeit und mir fiel nichts, aber auch gar nichts ein, was geeignet gewesen wäre, ihren Schmerz zu lindern. Ich erwartete Wut, Entsetzen, Trauer, nicht aber, dass ihre ersten Worte sein würden: `Sie müssen wissen, Rabbi, dass wir beim letzten YOM KIPPUR die Fastengebote nicht eingehalten haben!´

Warum sagten sie mir das? Warum nahmen sie an, dass irgendjemand für diese Tragödie verantwortlich war? Wer lehrte sie, an einen Gott zu glauben, der eine attraktive, begabte junge Frau ohne Vorwarnung niederstreckte – als Strafe dafür, dass irgendjemand anderer Gebote der Kirche übertreten hatte?«³ Hätte Rabbi Kushner das unerträgliche Wort vom Fastenvergehen nicht bitter-real erlebt, könnte die Szene aus einem schlechten Roman stammen. Jeder kennt aus eigener Erfahrung ähnliche Beispiele. Aber selbst bei harmloseren Ereignissen melden sich häufig Zweifel: Kann man wirklich von „Gerechtigkeit“ sprechen? Traf es den oder die „Richtigen“? Ist das angemessen? Hat Gott überhaupt mit der ganzen Sache etwas zu tun? War es nicht purer Zufall?

Die rigorose Verknüpfung zwischen dem eigenen Tun und göttlicher Vergeltung ist so einfach wie brisant, so deutlich wie unabsehbar. Ihre Voraussetzung und Konsequenzen füllen einen ganzen Sack an theologischem Zündstoff. Seine delikate Fracht wird uns noch viele Kapitel begleiten. Ergänzend zu diesem Gedanken sei auf eine knifflige Zusatzbemerkung von Elifas hingewiesen. Er fragt Hiob, ob denn der hinfallige, aus Staub gemachte, Mensch vor Gott rein sein könne? Das heißt, wir seien zu gering und wankelmütig, um vor dem Heiligen im Himmel makellos erscheinen zu können. Da dieses Argument bei Elifas später noch einmal verstärkt auftaucht, werde ich dort den Einwand deuten. Festzuhalten gilt: Elifas setzt auch

hier eine gewisse Schuld voraus, die Strafe auf sich zieht. Die Verflechtung von Tat und Folge bleibt Grundlage.

Der Hiob-Theologe weiß um die explosive Materie rund um den Tun-Ergehen-Zusammenhang. Er greift tief hinein und holt sich rhetorischen Stoff für seine weiteren dramatischen Dialoge. Elifas, Bildad und Zofar werden immer subtiler argumentieren bis sie glauben, Hiob unentrinnbar eingesponnen zu haben. Wir wollen in großen Schritten diese Zuspitzung aufmerksam verfolgen und sehen, wie Hiob darauf reagiert.

STREIT ENTFLAMMT – HIOB EIN HOHLKOPF?

Was wird der Hiob-Theologe seinen Helden antworten lassen? Welche Replik wäre angemessen? Spontan würden wir Hiob verteidigen und Elifas gallig anfahren. Selbst wenn wir dem Herrn aus Teman sein Vergeltungsdenken zugestehen, als guter Freund Hiobs weiß er doch von dessen untadeliger, rechtschaffener und frommer Lebensführung. Angesichts des Übermaßes an Leid muss er ihm eine Menge Freveleien zutrauen. Dürfen das die ersten Worte an einen Menschen im Leidenstal sein?

Unser Hiobtheologe verneint diese Frage energisch. Er nutzt die Widerrede Hiobs, um seine anfängliche Linie weiterzuführen. Bei jeder theologischen Debatte über das Leid sollte stets Gelegenheit sein, zu klagen und anzuklagen, zu schreien oder nur zu wimmern – und das nicht nur vor Gott, sondern auch gegen Gott. Der Hiob-Theologe greift hier die Tradition der Klagepsalmen auf und verschärft sie in Kapitel 6 und 7 enorm.

So ist Hiob tief enttäuscht über seinen Freund Elifas. Trügerisch sei er wie ein Bach, wie ein Wasserlauf, der verrinnt. In seiner herzlosen Art würde er selbst um ein Waisenkind würfeln und jeden Freund verschachern. Eindringlich fleht Hiob um Güte und wahren Beistand. Sollte er gefehlt haben, möge Elifas ihm das klipp und klar sagen und nicht wolkig daherreden. Hiob nimmt kein Blatt vor den Mund. Würde man sein Leid wiegen, wäre es schwerer als der Sand des Meeres. Was sei denn seine Kraft, dass er das aushalten könnte? Ist er stark wie ein Felsen und ist sein Fleisch aus Erz? Er kann und er will nicht mehr leben. Wenn doch Gott ihn endlich zermalmen würde – das wäre ein Trost! Ja, erwürgt zu werden zöge er all dem vor! Gleichzeitig ballt Hiob seine Faust und reckt sie gegen den Himmel. Schreckliche Pfeile hätte der Allmächtige zielsicher auf ihn abgeschossen. Ihr Gift breite sich in ihm aus und verwirre auch seinen Geist. Empört fährt er Gott an (7,20):

»Was tat ich dir du Menschenwächter? Warum stellst du mich vor dich als Zielscheibe?«

Das sind unerhörte und beispiellose Worte in der Bibel. Hiob hofft nicht mehr. Er bezichtigt Gott der Heimtücke, er nennt ihn „Feind“, der grausam zuschlägt und „Menschenwächter“, der ohne Mitleid danach ausschaut, wem er es heimzahlen kann. Dem nicht genug. Der Hiob-Theologe findet einen Zusatzstachel. Unwirsch fragt Hiob den Herrn (7,20): *»Hab´ ich gefehlt?«. »Warum nimmst du mein Vergehen nicht weg und lässt du meine Schuld nicht nach?«*. Mit der viel gepriesenen Gnade, Nachsicht und Barmherzigkeit Gottes scheint es nicht weit her zu sein. Doch Frage und Vorwurf bleiben hypothetisch, denn Hiob selbst und wir Leser wissen: Da wird ein Unschuldiger gequält.

Hiob ist in Rage, aber die Freunde lassen nicht locker. Bildad, der zweite im Bunde, gibt eisig kontra. Aus Hiobs Mund käme nur Windgeheul. Es sei nichts anderes als Rechtsbeugung, die er dem Allmächtigen vorwerfe. Wie lange wolle er noch so unverschämt reden? Hiob sollte lieber Gott eifrig suchen und anflehen. Ist er dabei noch rein und gerecht, wird Gott zweifellos über ihn wachen und für Lebensglück sorgen.

Bildad wiederholt den Grundsatz vom Tun und Ergehen. Er formuliert es positiv und ködert Hiob mit großartigen Aussichten. Als Beleg dafür beruft er sich auf die Vätertradition. So etwas wie Grünschnäbel seien er und Hiob. Im Grunde genommen wüssten sie aus den wenigen Tagen ihres Lebens nichts. Doch frühere Geschlechter hatten viel Zeit zum Erforschen. Was sie herausgefunden haben, pfeifen die Spatzen von den Dächern und Hiob ist sehr wohl damit vertraut. Beispielhaft bringt Bildad ein typisch weisheitliche Argument vor (8,11): *»Wächst ohne Sumpf das Schilfrohr hoch, wird Riedgras ohne Wasser groß?«* Weisheitliche Beweisführungen beziehen sich auf allgemein einsichtige Zusammenhänge und nicht auf abstrakte Grundsätze. Die Natur, das Lebensgesetz selbst, ist die große Lehrmeisterin. Was anderes als ein solches Lebensgesetz spiegle sich im Tun des Sünders oder Gerechten und deren Ergehen? Gott sei der Garant dafür.

Der Hiob-Theologe hat sein Drama um Leid, Schuld und Gott auf einen ersten Höhepunkt zugesteuert. Zwei gewichtige Positionen stehen sich scharfkantig gegenüber: der angeblich wasserdichte Tun-Ergehen-Zusammenhang und die Unschuld betuernde Gottesanklage Hiobs. Ihr Aufeinandertreffen ist so spannungsgeladen, dass es bereits beim Annähern heftig knistert. Erste Funken haben wir schon sprühen sehen. Weitere werden fliegen und an Intensität zunehmen.

Unser Autor weiß, was Hiob jetzt widerreden muss. Der Verdacht einer Rechtsbeugung durch Gott steht im Raum. Dieser Vorwurf Bildads an die Adresse Hiobs ist aus biblischer Sicht unerhört. Gewichtige Prophetenworte haben genau das Königen, Richtern und Einflussreichen im Volk Israel vorgehalten und dafür den Zorn Jahwes angedroht. Jetzt steht Gott selbst unter Anklage. Hält er sich im Fall »Hiob« noch an sein eigenes Recht, an das, was er von seinen Kindern verlangt und was mehr als selbstverständlich ist?

Hiob hat schon Zweifel angemeldet und energisch gegen den Himmel protestiert. In seiner zweiten Widerrede wird er gehörig nachbohren (9,1 – 10,11). Ein Rundblick durch die Schöpfung zeige die Allmacht Gottes auf Schritt und Tritt. Was der Herr will, geschieht. Niemand darf ihn zur Rede stellen. Hiob anerkennt die geballte Machtbefugnis Gottes und kommt sich erbärmlich klein vor. Sein Rufen bleibe ohne Antwort, seine Stimme kümmere den Herrn nicht. Doch die Wunden mehren und mit Bitternis sättigen, das könne Gott. Auch fahnde Gott menschenartig nach einer Schuld, obwohl dieser im Himmel genau weiß, dass sein Knecht unschuldig ist.

Hiob will Recht, er will mit Gott rechten und brennt auf einen Schiedsmann. Sofort wird ihm jedoch klar, wie chancenlos er ist. Gott habe es eben auf ihn abgesehen, und er biegt sich die Sache passend hin. Schuldlos schuldig, das sei Gottes „Recht“. Es ist gebeugtes Recht, blankes und schreiendes Unrecht. Hiob resigniert (9,19-31): *»Ich muss nun einmal schuldig sein, wozu müh' ich mich umsonst? Wollt ich auch mit Schnee mich waschen, meine Hände mit Lauge reinigen, du würdest mich doch in die Grube tauchen, sodass meinen Kleidern vor mir ekelt.«*

Schließlich bäumt sich Hiob auf und formuliert Worte, die ungeheuerlich klingen (9,22-24a):

*»Einerlei; so sag' ich denn:
Schuldlos wie schuldig bringt er um.
Wenn die Geißel plötzlich tötet,
spottet er über der Schuldlosen Angst,
Die Erde ist in Frevlerhand gegeben.«*

Ist Gott ein „Totschläger“? Hat er obendrein nur Häme für die übrig, die unter seiner Knute sterben? Die Wortwahl der Einheitsübersetzung stumpft die Schärfe der Gesamtaussage ab. Im Hebräischen steht für „schuldlos“ der Begriff *untadelig* (tam) und für „schuldig“ steht *Frevler* (raša). Mit der Ehrenbezeichnung „untadelig“ wurde Hiob zu Beginn der Erzählung vorgestellt. Das krasse Gegenteil ist der Frevler. Offensichtlich gelte bei Gott nichts mehr; untadelige Menschen sind gleich frevlerische Gesellen und umgekehrt.

Hiob wagt einen Schluss, der alles in den Schatten stellt, was er bislang hinausgeschrien hat: Gott ist ein Frevler! Seine Hand drangsaliert, sie schlägt zu, misshandelt und tötet willkürlich auf Erden. Manche Ausleger des Buches sehen im furchtbaren Frevlerwort eine handfeste Gotteslästerung Hiobs. Selbst im Talmud wird es von Rabbi Eliezer so gedeutet. Doch mehrheitlich wollen Exegeten den frommen Hiob nicht damit belasten. Seine Qual mache ihn blind für den gähnenden Abgrund gotteslästerlicher Rede, an dem er entlangbalanciert.

Ich halte sowohl die gezähmte Interpretation als auch den Vorwurf der Gotteslästerung für unbegründet. Der Hiobtheologe stachelt seine Hauptfigur bewusst an. Er will die Frage um Leid und Schuld im Angesicht Gottes theologisch auf die Spitze

treiben. Meter für Meter lässt er seine Charaktere das Problem bearbeiten, und keinen Stolperstein dürfen sie überspringen. Hiob fällt die Rolle eines *advocatus diaboli* zu. Er soll Gott nicht lästern oder vor Leid nicht mehr wissen, was er sagt, sondern er soll unerbittlich seine Finger in jede theologische Wunde legen, die aufgerissen wird. Der Vorwurf, das Recht zu beugen beziehungsweise willkürlich zu quälen, ja zu töten, ist eine lebensgefährliche Wunde. Wird sie nicht geheilt, stirbt das Vertrauen zu Gott.

Es ist Zeit für Zofar, den dritten Freund. Geharnischt ergreift er das Wort und tadelt bitter Hiobs Misstrauen und Attacke gegen Gott. Der geschwätzige Wortschwall dürfe nicht ohne Antwort bleiben.

Hiob rufe Gott an? Nun denn, so Zofar: Lass ihn sprechen! Dann werde der spot-tende Maulheld schnell erkennen, dass seine Reinheitsbeteuerungen wertlos sind (11,6): »*Wisse, dass Gott dich zur Rechenschaft zieht in deiner Schuld.*« Unverdrossen insistiert Zofar auf den Tun-Ergehen-Zusammenhang und versucht, ihn erneut zu untermauern. Während sich sein Vorredner Bildad auf den Erfahrungsschatz der Vätergeneration bezog, geht Zofar einen großen Schritt weiter und verweist auf Gott selbst. Wenn Gott die Tiefen der Weisheit lehre, bleibe nur noch Staunen.

Der direkte Fingerzeig auf die *Weisheit* verleiht dem Wink höchste Autorität. Die *Weisheit* gilt als Gottes erste und vornehmste Schöpfung. Sie umfasst das gesamte Wissen alles Erschaffenen und verkörpert gleichsam Plan und Wirken Gottes in der Welt. Nach Zofar ist das Aufspüren und Bestrafen von falschen Leuten, die Unrecht tun, im Weltenplan fest verankert. Die Kausalität zwischen dem Tun und Ergehen des Sünders oder Gerechten ist gleichsam eine Schöpfungseinrichtung, die außer Frage steht.

So ist Hiobs eigenmächtige Suche in den Tiefen Gottes zum Scheitern verurteilt. Die Vollkommenheit des Allmächtigen sei höher als der Himmel, tiefer als die Unterwelt, länger als die Erde und breiter als das Meer. Es stehe Gott zu, Falschheit und Unrecht bei den Menschen zu sehen und nicht umgekehrt, wie Hiob es sich erdreiste. Schnippisch rüffelt Zofar seinen Freund mit einem taktlosen Sprichwort (11,12): »*Kommt denn ein Hohlkopf zur Besinnung, wird ein Wildesel als ein Mensch geboren?*« Obwohl die hebräische Übersetzung schwierig und umstritten ist, meint es wohl: Hohlkopf bleibt Hohlkopf!

In diesem Denkschema hat unser streitbarer Ankläger nicht die geringste Chance aus seiner vermeintlich weisheitsblinden Warte, Gott des Frevels zu überführen. Letztlich rät Zofar großzügig, dass Hiob sein Herz in Ordnung bringen und demütig zu Gott umkehren solle. Dann könne er sein Ungemach vergessen, weil ein neuer Morgen in seinem Leben anbrähe. Er könne wieder hoffen, sich geborgen fühlen und ausruhen ohne Schrecken vor der Tür. In den Ohren Hiobs muss das zynisch klingen. Den Spott Zofars gibt Hiob postwendend zurück. *Lügentüncher* seien seine Freunde, allesamt *untaugliche Ärzte*. Ihren Hohn würden sie aus sicherer Position

ausgießen, ohne Sorgen und annehmlich situiert. Wenn alle endlich schweigen wollten – das wäre echte Weisheit. So giftig war Hiob noch nie. Neben Gott kriegen auch Elifas, Bildad und Zofar gehörig ihr Fett weg.

Wenn seine Freunde für Gott Partei ergreifen, könne das nur schief gehen. Mit Lügen sei sein Walten nicht zu rechtfertigen. Die wohlfeilen Merksätze über die angebliche Gerechtigkeit Gottes bezeichnet Hiob als *Staub* und die Verteidigungsschilder der Lehre seien so bröckelig wie *Lehm*. Gott würde das den Dreien nicht durchgehen lassen.

Hiob stellt sich dem Weisheitsargument offen entgegen. Er bezweifelt den untrüglichen Erfahrungsschatz der „Alten“ (12,12): *»Findet sich bei Greisen wirklich Weisheit, und ist langes Leben schon Einsicht?«* Bei Gott allein seien *Weisheit, Heldenkraft, Rat und Einsicht* zu finden. Doch den Herrn verstehen kann Hiob nicht. Sein eigenes Los und die undurchsichtigen Schicksale anderer Menschen blieben im Dunkeln. Hiob sieht zu viel Ungerechtigkeit und Willkür. Die Freunde behaupten, im Weltenlauf regiere die Hand Gottes nach der Tun-Ergehen-Vergeltung. Er, Hiob aus Uz, sehe etwas anderes (12,6): *»In Ruhe sind der Gewaltmensen Zelte, voll Sicherheit sind die, die Gott erzürnen, die wännen, Gott mit ihrer Hand zu ergreifen.«*

Wo bleibt hier die göttliche Gerechtigkeit? In der Welt scheint es gerade umgekehrt zu sein als der Tun-Ergehen-Zusammenhang weiß machen will. Gewaltmensen gehe es gut und den treuen, den aufrichtigen und bewährten Menschen ergehe es schlecht. Nach welchem Prinzip Gott handelt, ist Hiob schleierhaft. Nicht nur sein eigenes Schicksal hält Hiob für sinnlos, sondern auch das gesamte Schöpfungsprojekt „Menschheit“.

Doch er will es wissen, wenigstens in seiner Sache. Erneut pocht Hiob auf seine Unschuld und dringt auf Gott ein, sich zu erklären. Wenn er Sünden bei ihm entdeckt habe, von denen er nichts wisse, soll er es endlich sagen. Warum sieht Gott ihn als Feind an? Welche geheime Schuld werde ihm angerechnet? Hiob besteht auf einer verbindlichen Auskunft. Doch Gott bleibt stumm.

Wir stehen am Ende des ersten Redegangs. Jeder der drei Freunde hat einmal das Wort ergriffen und Hiob antwortete. Der Konflikt um das Leid und Gott, um Schuld und Sühne, um den Menschen und sein Leben an sich ist voll entbrannt. Eine Lösung ist nicht abzusehen. Keiner der Kontrahenten will nachgeben. Und Gott, die „graue Eminenz“ im Hintergrund, redet nicht. Das Schweigen des Himmels lastet bleiern auf Hiobs Schrei nach Gerechtigkeit. Unser tragischer Held hadert mit seinem Leben, mit dem Leben des Menschen überhaupt.

Der Hiobtheologe legt ihm denn auch am Ende des Abschnitts eine Elegie auf das Menschensein in den Mund (14,1-22):

*»Der Mensch, vom Weib geboren,
knapp an Tagen, unruhevoll,*

*er geht wie die Blume auf und welkt,
flieht wie ein Schatten und bleibt nicht bestehen.» (V. 1f)*

Die wenigen Tage mit spärlichem Glück sind zu kostbar für zusätzliche Bedrängnis vom Himmel. Gott solle wegsehen, ablassen vom Menschen, damit dieser sich wenigstens wie ein *Tagelöhner* ein bisschen freuen könne. Denn anders als ein gefällter Baum, der noch Schösslinge austreibe, sterbe mit dem Menschen auch die Hoffnung. »*Wo ist er dann?*« fragt Hiob rhetorisch. Ehe werde der Himmel vergehen, bis ein Mensch wieder erwache. Habe sich einer hingelegt, stehe er nie mehr auf. Von einer Auferstehungshoffnung weiß Hiob noch nichts; sie wird sich im Frühjudentum erst zaghaft entwickeln.

TROTZIGE BESSERWISSEREI UND HOFFEN

Der Hiob-Theologe startet einen zweiten und dritten Redegang. Seine Akteure sind weder erschöpft noch fertig miteinander, und Munition für weitere Wortgefechte ist reichlich vorhanden. Hiob und seine Freunde empören und kränken sich, sie spötteln, höhnen und zürnen, sie knirschen mit den Zähnen und berufen sich unablässig auf Gott.

Elifas, der erste unter den drei Besuchern, eröffnet wieder den Reigen (15,1-35). Streng kanzelt er Hiob ab. Dessen Gerede über Recht und Unrecht bei Gott taue nichts. Seine vorgeblich weisen Antworten seien nichts als Wind, und listig sei die Sprache, die er gewählt habe. Allein schon dadurch verrate er sich als Sünder. Sein eigener Mund, seine eigenen Lippen würden gegen ihn zeugen. Nach Elifas hat sich Hiob zu weit aus dem Fenster gelehnt. Er hat die Gottesfurcht gebrochen und tut so, als hätte er die Weisheit für sich gepachtet. Aber andere könnten auch denken. Im Grunde wisse Hiobs nichts. Sein überheblicher Eifer habe in fortgerissen zum Zorn gegen Gott.

Diese „Schuld“ aus Herzenerregung nimmt Elifas zum Anlass, um ein äußerst subtiles Argument ins Feld zu führen (V. 14): »*Was ist der Mensch, dass rein er wäre, der vom Weib Geborene, dass er im Recht sein könnte?*« In seiner ersten Rede hatte Elifas schon einmal darauf hingewiesen. Jetzt kommt er ausdrücklich darauf zurück und hält Hiob einen grundlegenden Makel des Menschen vor Augen. Was meint er damit genau?

Hat er speziell Hiob im Sinn oder den *Menschen* an sich? Will er eine universalanthropologische Aussage machen über die Stellung des Menschen vor Gott oder nur Hiobs Fehlbarkeit anprangern? Die Fragen sind schwer zu entscheiden. Sicherlich dürfen wir nicht von unserer theologiegeschichtlich belasteten Position aus in die Worte mehr hineininterpretieren als sie hergeben. Ich denke hier vor allem an

den hohen und zerklüfteten Berg »Rechtfertigungslehre«. Paulus, Augustinus, Luther, das Trienter Konzil und ihrer Rezeption sind vom Hiob-Theologen noch weit, weit entfernt.

Schauen wir aus der Vogelperspektive auf die Redegänge des Elifas und der anderen sowie auf die Verteidigungsreden des Hiob, bietet sich ein Verständnis an. Das große Konfliktthema ist der Tun-Ergehen-Zusammenhang. Was hat der Sünder in seinem Leben zu erwarten und was der Gerechte? Für die drei Freunde stand bislang außer Frage, dass Hiob einiges auf dem Kerbholz haben muss. Darin wird sich auch weiterhin nichts ändern. Bereue und kehre Hiob um, würde sich seine desolate Lage alsbald zum Guten wenden.

Mit seinem diffizilen Hinweis verschärft Elifas den Schuldvorwurf in psychologischer Weise oder nach biblischem Sprachgebrauch durch eine weisheitliche Argumentation. Der Abstand zwischen Gott und Mensch, zwischen göttlicher Heiligkeit und nur menschlicher Gerechtigkeit sei zu riesig. Gegenüber der Vollkommenheit Gottes tendiere die Kraft des Menschen zum reinen Herzen gegen null. Freilich ganz „null“ ist sie nicht, daran zweifeln weder Elifas, noch die anderen beiden, noch die frühjüdische Weisheit.

Die Möglichkeit zum Toragehorsam und die lange prophetische Mahn- und Bußtradition wird nirgends im alttestamentlichen Korpus in Frage gestellt. Groß allerdings ist die Gefahr der Selbstüberschätzung der eigenen moralischen Integrität. Je nach religiös-ethischem Standpunkt kann diese Gefahr grell überzeichnet oder matt gedämpft ausgemalt werden. Die weisheitliche Position schätzt den Menschen aus ihrer lebensrealistischen Sicht eher schwach beziehungsweise erhöht fehlbar ein.

So steht Hiob nach Elifas auf sehr dünnem Eis. Dabei sei er so überheblich, dass er den zerbrechlichen Boden ignoriere. Allein seine gehässigen Angriffe auf Gott reichten aus, um ihn einbrechen zu lassen. Zuvor sei er aber schon längst untergegangen durch irgendwelche Missetaten, die Hiob partout nicht wahrhaben wolle.

Im längeren Schlussteil seiner Rede hält Elifas seinem Freund genüsslich den Untergang eines Frevlers vor Augen und lässt an dessen hoffnungslos-verkorksten Leben kein gutes Haar: Frevler würden alle Tage in Ängsten verbringen. Not und Drangsal seien ihr tägliches Los. Sie würden weder reich werden noch in Frieden leben können. Unheil brächten sie hervor und Unheil würden sie ernten.

Für Hiob sind das alte Sprüche. Ähnliches habe er schon viel gehört. Genau dieselben inhaltslosen Worte könnte er machen, wären die Drei an seiner Stelle. Doch die Phrasen bringen nichts, sie verbreiten nur Häme. Hiob lässt sich von Elifas' Spitzfindigkeit und Gedonner nicht irritieren. Bockig schleudert er ihm und dem Himmel entgegen, dass kein Unrecht an seinen Händen klebe und sein Gebet lauter sei. Gott gehe rechtlos vor gegen seinen treuen Knecht und misshandle ihn grundlos.

Wiederum empört sich Hiob über alle Maßen. Schön in Ruhe habe er gelebt, bis Gott ihn unvermittelt im Nacken gepackt, zerschmettert und zur Zielscheibe gemacht habe. Seine Pfeile würden ihn umschwirren; schonungslos durchbohre Gott seine Nieren und seine Galle würde er auf der Erde verschütten. »*Mein Gesicht ist vom Weinen rot, und Dunkel liegt auf meinen Wimpern*« (16,16).

Hiob klagt herzerreißend, und wir können zutiefst mitfühlen. Die Worte seiner Lippen sind uns allzu vertraut. Hier wird Hiob wir selber, wenn uns schweres Leid getroffen hat wie ein Blitzschlag, wenn wir niedergestreckt und ausgeschüttet sind ohne Halten, ohne Trost und ohne das kleinste Licht auf die Frage: WARUM? Warum trifft uns in dieser Schöpfung so viel Leid? Ist das nicht sinnlos mal sinnlos? Haben wir tatsächlich etwas verbochen und spüren Gottes harte Hand?

Bildad ergreift zum zweiten Mal das Wort. Teilnahmslos prallt Hiobs Verzweiflung an ihm ab. Statt dessen beschwert er sich darüber, dass Hiob seine Freunde wie Vieh verachten würde. Die Selbstzerfleischung hätte ihm jeden Klarblick verdorben. Was Hiob verlange, sei vergleichbar mit der Entvölkerung der Erde oder dem Verrücken von Felsen, das heißt, es ist völlig unmöglich und absurd. Wohl inspiriert von Elifas Frevlergeschick strickt Bildad eine Fortsetzung des Horrorszenariums. Er schwelgt geradezu über den Seelenschrecken von Frevlern, über ihr Verberben am Leib und ihr allgemeines Unheil im Leben. Vielleicht verspricht sich Bildad eine Art Gehirnwäsche bei Hiob. Irgendwann müsse er doch klein begeben und erschöpft sagen: »Ja, so ist es.«

Wir können es vermuten: Hiob bleibt hartnäckig. Der Hiob-Theologe hält zu seiner Hauptperson. In der Gegenrede taucht jedoch ein neuer Ton auf. Zum ersten Mal fängt Hiob an, zu hoffen und spricht sogar von *Erlösung* aus seinem pechschwarzen Tränental. Zuvor ist ihm wichtig, die Qual durch seine Freunde beim Namen zu nennen und die Drei barsch abzuweisen. Schon zum zehnten Mal würden sie ihn schmähen und mit Worten niedertreten. Sie sollten sich schämen, ihn andauernd zu beleidigen. Beim Namen nennt Hiob erneut auch seine Qualen vom Himmel her. Gottes Gewalttaten gegen ihn seien unbegreiflich. Ausgeliefert sei er, rechtlos und ehrlos, ohne Hoffnung und Hilfe. Seine Mägde und Knechte würden ihn wie Luft behandeln, seine engsten Verwandten ekelten sich vor ihm, seine Gefährten und Lieben verabscheuten ihn. Alles Fleisch unter der Haut ist auch dahin; geblieben sei ihn nur noch ein wenig Zahnfleisch, wie Hiob sarkastisch anmerkt (19,20).

Seine Klageworte möchte er für immer aufgeschrieben haben, am besten in Fels gehauen mit eisernem Griffel. Wie nahe ist und hier Hiobs sinnlose Qual und Verzweiflung.

An diesem tiefsten Punkt lichtet sich Hiobs düsterer Blick unvermittelt. Er rafft sich auf und ruft wie ein Fanal (19,25ff):

»*Doch ich weiß, mein Erlöser lebt,
als Letzter erhebt er sich über den Staub.*«

*Ohne meine Haut, die so zerfetzte,
und ohne mein Fleisch werde ich Gott schauen.
Ihn selber werde ich dann für mich schauen;
meine Augen werden ihn sehen, nicht mehr fremd.
Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.«*

Diese Verse stellen den meist kommentierten Abschnitt im Hiobbuch – zumindest in der christlichen Exegese. Im Laufe der Jahrhunderte wurden zahlreiche Deutungsversuche vorgetragen. Zentraler Punkt ist die Frage, ob Hiob an dieser Stelle von *Auferstehung* redet und von einem bestimmten *Erlöser*, der immerwährend lebt? Die vorliegende Übersetzung scheint das nahe zu legen.

Es wundert nicht, dass die Stelle vielfach christologisch gedeutet wurde und wird. Der *Erlöser* ist dann Christus, der Messias, und Hiob glaubt an seine *Auferstehung*. Der kirchenamtliche Bibelübersetzer Hieronymus hat sich in seiner lateinischen Vulgata eigenmächtig in diese Richtung festgelegt: »*Ich werde am jüngsten Tag auferstehen*«, lässt Hieronymus den Hiob bekennen. Ähnlich formulierte es Luther: »... *und er wird mich hernach aus der Erden auferwecken*.« In Kirchenliedern und musikalischen Vertonungen – etwa Händels *Messias* – sind die Verse Hiobs geradezu unsterblich geworden. Trotz der breiten Wirkungsgeschichte hat die christologische Interpretation keinen Anhalt am Text, obwohl der Befund zum Teil unsicher ist. Darüber sind sich Alttestamentler und Hiobspezialisten ziemlich einig geworden.

Wer ist aber der „Erlöser“, der lebt und zu Hiob kommen wird? Im Hebräischen steht *go´el*, d.h. *Löser*. Der *go´el* meint üblich einen Anverwandten, der aus Familien- oder Sippenolidarität für jemanden etwas *auslöst*. Das kann ein Acker sein (Buch Rut!) oder ein Mensch (Schuldsklave) oder sonst was – sogar ein Racheanspruch. Mit *Erlöser* im christlichen Sinn beziehungsweise im Wortsinn unseres religiös beeinflussten Sprachgebrauchs, darf der *go´el* nicht gleichgesetzt werden. Dennoch gilt: Der *go´el* ist ein Helfer, einer, der das Recht wiederherstellt ja ein Befreier. In Hinblick auf den Exodus Israels aus Ägypten ist Jahwe persönlich ein *go´el*, der sein Volk von der Knechtschaft ausgelöst/befreit hat (z.B. Ex 6,6). Und nach Deuterjesaja wird Jahwe Israel gleichermaßen aus der babylonischen Gefangenschaft auslösen und befreit heimführen (z.B. Jes 41,16).

Es spricht vieles dafür, im *go´el* Hiobs Gott selbst zu sehen. Dass Hiob Gott als Anwalt gegen Gott anruft, ist nur vordergründig widersprüchlich. In allen seinen Gegenreden hatte Hiob stets eines verlangt: Gott möge Auskunft geben! Jetzt sieht er die Hoffnung, nein, er glaubt zu wissen, dass sich Gott tatsächlich erklären werde. Dann wird er wie ein Anwalt sein, ein lösender *go´el*, der sein eigenes Handeln aufdeckt und Hiob vom quälenden »warum« befreit. Wann und wie das geschehen wird, bleibt Hiob noch verborgen. Die Wortwahl der *Einheitsübersetzung* (*und ohne mein Fleisch werde ich Gott schauen ...*) darf nicht missverstanden wer-

den. Hiob kennt keine „Ewigkeit“, wo er als *Seele* oder *Geist* Gott schaut. Das aktuelle Leben zählt und in diesem Leben will er es wissen. Georg Fohrer schreibt in seinem großen Hiobkommentar treffend: »*In diesem geschundenen und abgemagerten Körper möchte er (sc. Hiob) Gott sehen, wie er auf Erden für ihn eintritt! Infolge seiner Krankheit ist ja seine Haut „geschunden“ (...) und sein Leib „ohne Fleisch“, d.h. abgemagert (V. 20).*«¹

Am Ende der ersehnten Gottesreden wird Hiob wirklich aussprechen (42,5b): »*Jetzt aber hat mein Auge dich geschaut.*« Noch ist es nicht soweit. Um Hiob bleibt es Nacht, in der Gott wie ein Dämon haust und seine Freunde wie spottende Quälgeister auftreten. Zofar steht schon bereit.

Der letzte Freund im Dreierbund ist nicht besonders kreativ. Er versteift sich auch auf das elende Los der Frevler – als wolle er das Maß übertreiben und Hiob bis aufs Blut reizen. Seine Schreckensliste (20,4-29) entfaltet er länger als bei seinen Vorrednern. Gleich zu Beginn hält er jedoch inne und konzidiert einen gewissen *Jubel* bei Frevlern. Der sei allerdings nur kurz, die Freude dauere nur einen Augenblick. Der stolze Übermut von Sündern habe keinen Bestand und sei flüchtig wie ein Traum. Denn im Himmel sei der glühende Zorn Gottes entbrannt. Dieser würde Schläge um Schläge herabregnen lassen. Flucht wäre sinnlos, Gott schieße Frevlern auch in den Rücken. Insgesamt mutet Zofars Gedankenwelt sadistisch an. Er redet wie im Rausch und suhlt sich förmlich im Höllenschlamm, den er massenhaft herbeigeschoben hat.

Auf so viel Frevlerunglück reagiert Hiob gelassen. Was seine Freunde weitschweifig und minuziös daherreden, ist ihm nichtig und Gaukelei. Hiob grantig: »*Warum bleiben Frevler am Leben, werden alt und stark an Kraft? Ihre Nachkommen stehen fest vor ihnen, ihre Sprösslinge vor ihren Augen. Ihre Häuser sind in Frieden, ohne Schrecken, die Rute Gottes trifft sie nicht. Sie singen zur Pauke und Harfe, erfreuen sich am Klang der Flöte, verbrauchen ihre Tage im Glück und fahren voll Ruhe ins Totenreich*« (21,7-21 / Auszug).

Das ist Ketzerei in den Ohren von Elifas, Bildad und Zofar. Überführen können sie diese allerdings nicht, denn Hiobs Feststellung ist raffiniert. Er argumentiert auf derselben weisheitlichen Ebene wie die Freunde und schlägt sie mit ihren eigenen Waffen. Hiob stellt das grässliche Geschick der Frevler nicht nur in Frage, keck dreht er es einfach um. Schon einmal hatte er im ersten Redegang darauf hingewiesen, jetzt scheint ihm die Geduld geplatzt zu sein. Schall und Rauch verbreiteten seine Freunde über das vermeintliche Sünderelend, für Hiob reine Schauer-märchen. Umgekehrt sei es doch. Alt und stark würden Frevler, reich seien sie an Kindersegen und Herdenbesitz, sie lebten in Frieden und würden frohe Zeiten verbringen bis zum Ende ihrer Tage.

Für Hiob laufen seine Freunde mit einem Brett vor dem Kopf umher, auf dem *Tun-Ergehen-Zusammenhang* steht. Sie sollten ihre Augen richtig öffnen und die Ohren spitzen. Ob sie denn nie Berichten von fahrenden Kaufleuten gelauscht hätten,

fragt Hiob. Jene würden ihnen klipp und klar erzählen, dass böse Menschen gut bis bestens über die Runden kämen. Hiob ist ratlos und deprimiert: *»Was ist der Allmächtige, dass wir ihm dienen, was nützt es uns, wenn wir ihn angehen?«* (21,15)

Unbeirrt führt der Hiob-Theologe seinen Helden an den Grenzen des Gottesglaubens entlang. Die grundlegende Frage nach dem Nutzen von Frömmigkeit ist eine Provokation mehr auf dem Pfad der tabufreien Gottesauseinandersetzung.

AUSGESTRITTEN UND LETZTE WORTMELDUNG HIOBS

In der letzten Gesprächsrunde knüpft Elifas an das Stichwort „Nutzen“ an. Kein Mensch könne Gott nutzen, ohne Wert und Gewinn sei ihm Hiobs Gerechtigkeit (22,2ff). Hat Elifas seinen Freund absichtlich missverstanden? Darum ging es Hiob gar nicht. Er fragte nach dem »Gewinn« für den Menschen und nicht, ob sich Gott irgendwie besser fühle durch fromme Verehrung. Wohl berechnend drehte Elifas die Perspektive um: er braucht freie Bahn für seine letzte Attacke.

Es scheint, als sei Elifas in die Ecke gedrängt, denn polternd tritt er die Flucht nach vorne an. Was Hiob lange vergeblich angemahnt hatte, schleudert er ihm nun entgegen. Eine Untat nach der anderen wirft Elifas faustgrob dem untadeligen Hiob an den Kopf: *Du pfändest ohne Grund deine Brüder, ziehst Nackten ihre Kleider aus. Den Durstigen tränkst du nicht mit Wasser, dem Hungernden versagst du das Brot. Dem Mann der Faust gehört das Land, der Günstling darf darin wohnen. Witwen hast du weggeschickt mit leeren Händen, der Verwaisten Arme zerschlagen«* (22,6-9). Die Aufzählung liest sich wie ein Sündenregister aus der tiefsten Hölle. Was dem Hiob hier unterstellt wird, haben Tora und Propheten als Rechtsbruch par excellence angeprangert. Elifas hat gleich die schwersten Geschütze aufgefahren. Wie könne Hiob so dreist sein, zu sagen: *»Was weiß denn Gott?«* (21,13a). Nach Ansicht des Herrn Elifas hat der feine Großgrundbesitzer aus Uz seine Umgebung geblendet. Insgeheim und hinten herum habe er Missetat über Missetat verübt. Hiob sei so etwas wie ein ausgebuffter Halunke, der es geschafft habe, alle über den Tisch zu ziehen. Außer Gott! Der zahle ihm jetzt alles dreifach heim und präsentiere der Welt den frommen Hiob als Sünder.

Elifas ist maßlos und perfide. Unser Hiob-Theologe schreibt auch seinen drei Besuchern sehr furiose Streitbeiträge. Keine Möglichkeit einer eventuell doch gerechten Vergeltung will er unbeachtet lassen.

Elifas, Bildad und Zofar haben allerdings nichts Entscheidendes mehr vorzubringen. Ihre Sicht ist ausgereizt und ihre Gedanken verschlissen. Dem Elifas bleibt in seinem Schlusswort nur Hiob anzumahnen, demütig zu Gott umzukehren. Die Worte wirken versöhnlich, als habe sie Elifas seinem Freund beim Abschied auf der

Türschwelle schulterklopfend zugeraunt: Werde Gottes Freund und halte Frieden!
Nur so wird das Gute dir zukommen. Kehre um!

Den konkreten Schuldvorwurf lässt Hiob links liegen. Er betrachtet sich als rein und ist bereit, offen vor Gott zu treten. Da würde sein Mund an Beweisen überfließen. Hiob ist gewiss: Hätte er Gelegenheit mit Gott zu rechten, käme er frei von seinem Richter.

Doch weil Gott es auf ihn abgesehen habe, sieht sich Hiob in einem Labyrinth ohne Ausweg. Energisch klopft er an jede Wand, lautstark ruft er an jeder Ecke und lauscht auf eine Stimme, die ihn anspricht. In allen Winkeln stöbert Hiob auch nach irgendwelchen Anzeichen von Gott. Vielleicht ist er da oder dort, seine helfende Gegenwart hier oder drüben. Dann könne er hingehen und ihn auf Beistand verpflichten. Aber nirgends auch nur der kleinste Wink. Gott ist stumm und fort. Wo ist Gott?

*»Geh´ ich nach Osten, so ist er nicht da,
nach Westen, so merke ich ihn nicht;
nach Norden, sein Tun erblicke ich nicht;
bieg´ ich nach Süden, sehe ich ihn nicht.« (23,8f)*

Hiob ist zutiefst erschüttert. Dass Gott schweigt, sei schlimm genug, unerträglich wird ihm aber dessen Abwesenheit in der Welt. Hiob bäumt sich auf und reißt an einer theologischen Wunde, die seit Menschengedenken blutet und sich beharrlich einer Heilung widersetzt. Die Überschrift der Einheitsübersetzung zu diesem Redeabschnitt (24,1-17) lautet verharmlosend: *Der Übermut der Sünder*. Hiob beginnt mit einer verzweifelten Wehklage, die auch am Ende stehen könnte: *»Warum hat der Allmächtige keine Fristen bestimmt? Warum schauen, die ihn kennen, seine Gerichtstage nicht?«*

Was Hiob meint, wird schnell deutlich. Er dekliniert durch, wie bösartig, gemein und schäbig, wie brutal und verwerflich Menschen miteinander umgehen. Er spricht von habgierigen Schuften, die Witwen und Waisen bestehlen, von schamlosen Ausbeutern der Armen, von herzlosen Kinderversklavern, von Kriegsgräueln, Mord und Totschlag. All das geschehe unter den Augen des Allmächtigen. Warum setze er solchem Treiben kein Ende (Frist)? Warum gäbe es kein Gericht für die Boshaften? Warum tue Gott nichts? Warum? Spätestens hier wird Hiob zum Sprecher aller Menschen. Heute mehr denn je. Auch ohne eigenes Hiobschicksal quält die Frage, warum Gott den Orgien des Bösen auf der Welt tatenlos zusieht? Selbst die Menschenverächter betrifft dieses »WARUM«, nur aus anderer Perspektive.

Der Hiob-Theologe hat seinem Gott-Leid-Drama eine neue und letzte Schärfe verliehen. Hiob stellt die gesamte Schöpfung in Frage und zweifelt ihren Sinn an.

Es stehen noch zwei Wortmeldungen von Bildad und Zofar sowie Hiobs Antworten aus. Allseits zufriedenstellend sind die Redebeiträge nicht mehr zu rekonstruieren.

Der Textfluss schlägt unvermittelt Haken und ganze Kehren. Vermutlich ist irgendwann bei der Weitergabe des »Hiob« der fragliche Abschnitt durcheinander geraten. Ob die Beiträge noch vollständig sind, ist nicht sicher. Vielleicht wurden einige Verse von späterer Hand aussortiert oder sind schlicht verloren gegangen beziehungsweise zerstört worden. Am ehesten dürfte Hiobs Abschlussrede komplett sein. Eine genaue Debatte über die Reihenfolge führt zu sehr ins fachwissenschaftliche Dickicht.

Neue Einsichten bringen Bildad und Zofar keine mehr vor. Sie wiederholen eindringlich, was schon gesagt wurde. Bildad betont abermals die extreme Sündhaftigkeit des Menschen (vgl. Elifas). Wenn in den Augen Gottes selbst der Mond und die Sterne trüb erscheinen, wie könne dann der Mensch vor Gott bestehen, diese *Made*, dieser *Wurm* (25,5f). Nicht sehr fein ausgedrückt, aber deutlich. Was zum Einwand des Elifas bemerkt wurde, gilt auch hier: Das Anliegen ist ein weisheitlich motivierter Abgleich und keine dogmatische Existenzaussage. Konkrete Schuld will Bildad weder Hiob noch anderen nachsagen. Des Weiteren verweise ich auf das Kapitel zur Paradieserzählung.

Zofar hat sich von seiner zweiten Rede noch nicht beruhigt. Rasant schwingt er das Unheilszepter über die Frevler fort. Was er dabei an rachgieriger Fantasie entwickelt, ist schon erstaunlich. Ginge es nach ihm, wäre Gott unablässig damit beschäftigt als Orkan des Schreckens, der Vernichtung und des Todes kreuz und quer durch die Lande zu fegen. Übrig bliebe ein Häuflein Gerechter, die dann das erben könnten, was den Frevlern genommen wurde. Arrogant und selbstsicher fragt Zofar abschließend: »Ist es nicht so? Wer straft mich Lügen und bringt meine Rede zum Schweigen?« (24,25)

Der Hiob-Theologe wird darauf antworten müssen. Egal in welche Richtung er sich entscheidet, sein Lösungsversuch wird das Glaubensleben, den Gottesglauben und die Theologie insgesamt verändern. Noch ist es nicht soweit. Erst steht Hiobs finale Rede an.

Wir können es vorhersehen. Hiobs letzte Worte in seinem Streit mit den Freunden und vor allem mit Gott weichen kein Jota vom früher Gesagten ab. Er bleibt standhaft und hält seine Ehre hoch.

Hiob pocht auf seine Unschuld und beweint sein elendes Los. Nostalgisch erinnert er sich an bessere Zeiten als er noch Freund Gottes war und seine Kinder ihn umgaben. Junge Leute und Greise, Edle und Fürsten hätten ihn geachtet und glücklich gepriesen. Das nicht von ungefähr. Die Gerechtigkeit beziehungsweise Gutherzigkeit seien ihm wie ein *Mantel* und *Kopfbund* gewesen. Er habe den Armen, der schrie, gerettet, hilflosen Waisen beigestanden, jammernde Witwen erfreut, sich für Unbekannte bei Rechtsstreiten eingesetzt, Blinden sei er Auge und Lahmen Fuß gewesen, schließlich hätte er gegen böse Menschen gekämpft und ihnen die Beute

entrissen. Doch seine untadelige Lebensweise habe ihn in falscher Sicherheit gewogen. Hiob rechnete sich aus, dass der Segen über sein Leben und Glück nie weichen werde: »*So dachte ich: Mit meinem Nest werde ich verscheiden und gleich dem Phönix meine Tage mehren.*« (19,18)

Das böse „Erwachen“ kam wie ein Dieb in der Nacht. Hiob kann es einfach nicht fassen wie tief er gesunken ist. Jetzt würden junge Leute ihn verlachen, deren Väter er nicht mal bei den Hunden seinen Herden angestellt hätte. Zum Klatsch sei er geworden für das übelste Gesindel. Verabscheuen würden sie ihn und schamlos ins Gesicht speien. Freund und Bruder sei er nur noch Schakalen und Straußenhennen.

Seine Schmerzen ließen ihn auch keine Ruhe. Andauernd nagen sie in ihm und nachts durchbohre in Fieberglut der Schmerz seine Knochen. Hiobs Kräfte sind völlig aufgerieben, seine Seele ist in ihm zerfließen. Seinen Notruf zu Gott fühlt er brutal enttäuscht: »*Ich schreie zu dir, und du erwidertest mir nicht; ich stehe da, doch du achtest nicht auf mich, Du wandelst dich zum grausamen Feind gegen mich, mit deiner starken Hand befehldest du mich.*« (29,20f)

Der Hiob-Theologe hat alle Register gezogen. Kein Spießrutengang hat er seiner Hauptfigur erspart. Hiob ist zur jämmerlichsten Gestalt entwürdigt und übt auf uns Leser herzerreißendes Mitgefühl aus. Nur eines stört, sein penetrantes Pochen auf absolute Schuldlosigkeit. Manche Ausleger wollen in dieser eitlen Anmaßung die versteckte Sünde Hiobs gefunden haben. Doch Vorsicht! Hiobs absolute Schuldentlastung gehört zum Kalkül des Theologen. An dieser Voraussetzung hängt wesentlich der Sinn seines theologischen Werkes. Wir werden die Konsequenzen zu bedenken haben.

So schreibt der Theologe dem Hiob zum Abschluss eine umfassende, eidliche Unschuldsbeteuerung (31,1-40).

Hiob beschwört vor Gott und den Menschen seine Unschuld. Er wählt dabei die Form des sogenannten *Reinigungseides*. Dieser beinhaltet eine wirkmächtige Selbstverfluchung, falls irgendetwas Unwahres behauptet werde. An einigen Stellen spricht Hiob beispielhaft Drohungen gegen sich selbst aus, wenn zutrefte, was er verleugne. Insgesamt zählt Hiob eine ganze Latte von möglichen Sünden auf. Wie viel er dabei nennt ist nicht eindeutig. Exegeten rechnen zehn bis vierzehn nach. Ich befürworte die Zählung von *zwölf* Versündigungen. Dafür sprechen inhaltliche und strophisch-rhythmische Gründe. Die Vergehen decken einen weiten Bereich von Tatsünden und gleichermaßen von sündhaften inneren Einstellungen ab. Warum gerade *zwölf* Versündigungen? Sind Hiobs Schwächen angesprochen? Sicher nicht. In der biblischen Tradition steht *zwölf* für die vollkommene Auswahl. Erinnerung sei nur an die 12 Stämme Israels und daran anknüpfend an die 12 Jünger/Apostel Jesu. Gerne wird auch die Verstärkung von 12 × 12 gebraucht – eventuell mal 1000. Was der Theologe dem Hiob umkreisen lässt, ist repräsentativ ge-

dacht. Andere, nicht genannte Verfehlungen sind durch den heiligen 12er-Reinigungseid eingeschlossen. Noch dringlicher und deutlicher kann Hiob sich nicht entschulden.

»Zu Ende sind die Worte Hiobs.« (31,40)

So schlicht, aber effektiv beschließt der Hiob-Theologe die emphatische Auseinandersetzung des Hiob mit Gott und der Welt. Es gibt nichts mehr zu sagen.² Hiob steht am Ende moralisch so integer da, wie sein Anfangslob lautete: untadelig und rechtschaffen, gottesfürchtig und dem Bösen abhold. Doch er leidet weiter, an Körper, Seele und Geist.

Wie geht die Geschichte aus? Hätte der Hiob-Theologe an dieser Stelle definitiv Schluss gemacht und das Ende der ursprünglichen Rahmenerzählung gleich mitgeteilt, sähe es sehr düster aus.

Alle warten auf Gott. Besonders Hiob will endlich wissen, warum zwischen ihm und dem Himmel Feindschaft ausgebrochen sei, warum Gott ihn verfolge und quäle, wo denn seine ominöse Schuld verborgen liege, die er so heftig bestreitet. Erwarten wir nicht, dass der Theologe genüsslich die Katze aus dem Sack lässt und den Satan als den Bösewicht, als den „Mörder“ im Krimi entlarvt. Wie eingangs schon erwähnt, spielt der Satan im neu geschriebenen Hauptstück und eigentlichem Hiobbuch keine Rolle. Er taucht weder auf der Bühne auf, noch laufen im Hintergrund irgendwelche satanischen Aktivitäten. Die impertinente Wette zwischen Satan und Gott existiert nicht. Gott steht einsam im Mittelpunkt, er ist allein verantwortlich, er hat sich zu erklären. Der Hiob-Theologe weiß das und er wird Gott gleich auftreten lassen.

Kundige Leser werden einwenden, dass es längst noch nicht so weit ist. Erst müsse der vierte Freund Elihu zu Wort kommen. Das ist richtig. Doch der Beitrag Elihus geht nicht auf das Konto unseres Theologen. Die Exegeten sind sich einig, dass hier ein Zusatz nachträglich in das Werk eingefügt wurde. Ich kann das nur unterstützen.

Der unbekannte Elihu-Autor will einen Aspektwechsel vornehmen. Das war wohl auch der Grund für den Einschub. Doch wesentlich anders als die drei vorherigen Freunde argumentiert Elihu nicht. Auch für ihn ist der Tun-Ergehen-Zusammenhang Dreh- und Angelpunkt im »Fall« Hiob. Der ach so fromme und gerechte Hiob sei ein Sünder, ein verstockter obendrein. Gott antworte darauf mit Züchtigung, damit Hiob seine Augen öffne, sich an die Brust schlägt und Besserung gelobt. Dem Sünder werden die Freveltaten des vergangenen Weges nicht einfach vorge-rechnet und mit gleicher Münze vergolten. Die zukünftigen Taten eines neuen, gottgefälligen Weges seien wichtig – dafür seien die Strafen im Leben gedacht. Das ist so etwas wie eine Investition für die Zukunft.

Strenge Ruten-Pädagogik Gottes – ist das die Lösung? Sicher nicht! Die Hiobgeschichte stellt sich diesem Ansinnen genauso in den Weg wie der reinen Taten-

Vergeltung. Hiob hat nichts zu bereuen. Er ist kein Frevler; er muss nicht mit himmlischen Schlägen erzogen werden. Wir, die Leser der Geschichte wissen es, Hiob weiß es, und Gott weiß es allemal.

Aber noch umhüllt schwerer Nebel Hiobs Schicksal, noch steht eine klärende Antwort vom Himmel aus. Am Horizont formieren sich indessen die Wolken für den Auftritt Gottes und hinter ihnen wetterleuchtet sein Kommen.

VON STERNEN, RABEN UND UNGEHEUERN

Wie lange hat sich Hiob gedulden müssen! Zu seinen körperlichen und seelischen Leiden gesellte sich eine lastende zeitliche Qual. So sehr Hiob anfänglich lobte und sich demütig ergab, soviel er hernach rief, schrie und seufzte, soviel er anklagte und verklagte, gegen Gott und die Besucher die Fäuste ballte, soviel er auch sein Leben verfluchte und Gott zum Rechtsstreit herausforderte, der Himmel blieb stumm. Diese Funkstille von oben zermürbte den armen Hiob mehr als die penetrante Besserwisserei seiner Besucher. Darüber hinaus zerzte der Hiob-Theologe auch gehörig an den Nerven seines Publikums. Der Geduldsfaden von uns Hörern der Geschichte ist ebenfalls arg strapaziert.

Gott muss jetzt antworten, und er wird antworten. Eines wissen wir schon im Voraus: Hiob bekommt keine Schuld präsentiert, keine vergessene oder nur geringfügige Freveltat vorgerechnet. Das Problem liegt woanders. Es zentriert sich in einer einzigen, aber weit reichenden und folgenschweren Frage. Sie brennt Hiob und uns unter den Nägeln:

Wo bleibt Gottes Gerechtigkeit im Weltenlauf?

Es ist *die* Frage aller Fragen. Hiob hat sie ungeschminkt gestellt und immer wieder nachgebohrt. Zuweilen riss ihn sein erbitterter Grimm weg, und er gab sich eigene Antworten. Dann bezichtigte er Gott selbst des Frevels, weil dieser den Frommen schlage und den Schurken, den Lästern fettes Leben gewähre. Das ist mehr als nur ein Vorwurf oder eine Misstrauenserklärung. Die kosmische Gerechtigkeitsordnung steht auf dem Spiel. Geblendet von der Glut seines Zorns hat Hiob den Schöpfer und seinen Weltenplan gerichtet und für schuldig befunden. Der Hiob-Theologe wird diesen empörenden Schuldschrei: Unrecht! Unrecht! ausräumen müssen. Sein ganzes Werk um Gott und das »Leid« verdichtet sich an diesem Punkt.

»Da antwortete der Herr dem Hiob aus dem Wettersturm und sprach:

*Wer ist es, der den Tatschluss verdunkelt
mit Gerede ohne Einsicht?*

Auf, güрте deine Lenden wie ein Mann:

Ich will dich fragen, du belehre mich!

*Wo warst du, als ich die Erde gegründet?
Sag es denn, wenn du Bescheid weißt.
Wer setzte ihre Maße? Du weißt es ja.
Wer hat die Messschnur über ihr gespannt?
Wohin sind ihre Pfeiler eingesenkt? ...
Wer verschloss das Meer mit Toren,
als schäumend es dem Mutterschoß entquoll,
als Wolken ich zum Kleid ihm machte,
ihm zur Windel dunklen Dunst,
als ich ihm aussprach meine Grenze,
ihm Tor und Riegel setzte
und sprach: Bis hierher darfst du und nicht weiter,
hier muss sich legen deiner Wogen Stolz?» (38,1-11)*

Gott spricht aus dem Wettersturm. Das ist eine klassische Theophanie, eine Gottesoffenbarung, wie sie im Alten Testament anderswo auch vorkommt. Insgesamt sind Theophanien aber selten und eine besondere Würdigung für Hiob.

Zum ersten Mal seit Beginn der Geschichte wird Gott bei seinem Namen: *Jahwe* genannt (geringe Ausnahme: 12,9). Während der langen Dialoge mit den Freunden fiel der Name nicht. Jetzt bekommt Gott ein Gesicht, eine erkennbare Identität. Aus dem Wettersturm tönt keine anonyme Stimme, sondern der Gott Israels, den sein Volk als souveränen Schöpfer und Lenker des gesamten Kosmos ehrt.

Gleich zum Auftakt wird Jahwe deutlich. Er weist Hiob zurecht, weil dieser seinen Tatschluss verdunkelt mit Gerede ohne Einsicht. Der Begriff *Tatschluss* (Vers 2) in der Einheitsübersetzung ist etwas unglücklich gewählt. Besser wäre es, das hebräische *ʿesa* mit *Plan* wiederzugeben. Der Text zielt hier auf den Gesamtplan der Schöpfung, dessen gerechte Ordnung Hiob so harsch angezweifelt hat. Seit dem 3. Kapitel steht dieser Schöpfungsplan, der Plan Gottes für die Welt, immer wieder im Kreuzfeuer von Kritik und Verteidigung. Doch aus ihren Ecken heraus argumentierten sowohl Hiob als auch die Besucher tendenziös bis polemisch. Die klärende Einsicht muss aus einem anderen Blickwinkel kommen. Der Hiob-Theologe entschied sich für eine Perspektive des Himmels, weg von allen menschlichen Urteilen, die nur Vor-Urteile sein können.

Jahwe nimmt den Fehdehandschuh auf, der ihm rüde entgegengeworfen wurde. Hiob soll seine Lenden gürteln wie ein Kämpfer und sich dem stellen, was der Herr ihm zu sagen hat.

Wo Hiob gewesen sei, als die Erde gegründet wurde, fragt Gott nach? Was er denn wisse über die Maße, das Ausmessen und die Verankerung der Welt, ob ihm klar sei, wer das Ur-Meer begrenzte, als es wild schäumend alles zu überfluten drohte und wer es derart gezähmt mit Wolken und Dunst einhüllte? Das sind allesamt letzte Fragen zur Schöpferweisheit und Schöpferkraft Gottes. Sie sind rhetorisch

gestellt, denn die Antwort liegt auf der Hand. Gott allein schuf mit souveräner Einsicht und Stärke. Niemand stand ihm bei, niemand gab ihm Ratschläge. Hiob weiß nichts. Ihm bleibt nur ehrfürchtiges Staunen.

Nach dieser Ouvertüre entfaltet der Hiob-Theologe alle möglichen Facetten göttlicher Weisheit und Kraft. Eine rhetorische Frage nach der anderen prasselt auf Hiob nieder: War Hiob schon an den Quellen des Meeres? Hat er den Urgrund durchschritten und hinter die Tore des Todes geschaut? Weiß er, wo das Licht und die Finsternis wohnen und wo Schnee und Hagel herkommen? Wer ist der Vater vom Regen, vom Tau und vom Eis? Und wer sendet Donnergewölk in die Steppe, damit auch die unbewohnte Wildnis satt werde und frisches Gras wachse? Hält er das Siebengestirn, die Plejaden, zusammen? Lässt er den Orion wandern und sorgt er für den Rhythmus der Tierkreissterne? Kennt Hiob überhaupt die Gesetze des Himmels und die Urkunde der Erde? (nach 38,16ff).

Im zweiten Teil der Rede wendet sich Gott den Tieren und ihrer Lebensweise zu. Gerade hat er des Ibis' Weisheit und die Einsicht des Hahns gepriesen. Die Nennung des Ibis hängt wohl mit der ägyptischen Mythologie zusammen, die das Tier dem weisen Gott Thot (Totenrichter) zuordnet. Und im Judentum wird der Hahn verständig genannt, da er den Tag von der Nacht zu unterscheiden vermag. Weiter fragt Gott, ob Hiob die Beute für die Löwin erjage oder den umherirrenden Rabenjungens ihre Nahrung gebe oder die Wurfzeit der Steinböcke kenne oder dem Pferd seine Stärke und Schönheit gab oder den Falken und Adler befehlen würde, sich hoch in die Lüfte zu schwingen.

Insgesamt werden zehn Tiere angesprochen, deren Anzahl symbolisch die beiden Hände füllen. Der Hiob-Theologe dürfte die Tiere ausgewählt haben, weil ihre Lebensweise und ihr Lebensort relativ unabhängig ist gegenüber der menschlichen Welt. Sie sind wundersam, widerspenstig und bedrohlich. Auch diese und andere Tiere profitieren in ihrer *Welt* von den Gaben Gottes und seiner Fürsorge. Beutejagd und Nahrung, Nachwuchs und Freiheitsdrang, Unbezähmbarkeit, wilde Kraft und Stolz, auch seltsames, dummes Verhalten, Schläue und majestätisch-mutiges Benehmen ist Schöpfertun Gottes.

Übrigens stammt unsere Redensart von herzlosen *Rabenertern* aus dieser Stelle des Hiobbuches (38,41) – allerdings in missverständlicher Auffassung. Die Jungen der Raben irren nicht umher ohne Futter, weil sie verlassen worden sind. Vielmehr gelten sie als besonders gierige Allesfresser, die ihre unermüdlich nahrungssuchenden Eltern stets sehlichst erwarten.

Am Ende dieser ersten langen Rede fordert Jahwe den Hiob auf, zu antworten. Er habe doch Gott angeklagt und einen Rechtsstreit gefordert. Doch Hiob reagiert sehr zurückhaltend, als sei er vom Feuerwerk des Gottesfragen noch geblendet: *Siehe, ich bin zu gering. Was kann ich dir erwidern? Ich lege meine Hand auf mei-*

nen Mund (40,4). Hiob weiß, dass er vor der Klugheit und Stärke Gottes nur verstummen kann. Fortan will er seinen Mund halten und die Anklage nicht weiter ausbauen. Von Zurücknahme spricht Hiob freilich nicht, noch nicht.

Abermals antwortet Jahwe aus dem Wettersturm. Er richtet an Hiob eine zweite große Rede über die Schöpferkraft Gottes (40,6-41,26). Zum Auftakt erinnert er Hiob an seinen noch aufrechterhaltenen Schuldspruch. Ironisch fordert Jahwe ihn auf, doch selbst die Sache in die Hand zu nehmen: Wenn du einen Arm hättest wie Gott, dann könntest du alle Stolzen nach Gutdünken demütigen und die Frevler auf der Stelle zertreten. Pointiert ausgedrückt heißt das: Gott könnte die Frevler vernichten, tut es aber nicht, und Hiob würde sie gern vernichten, doch er kann es nicht.

Gott betont ausdrücklich seine Macht, indem er Hiob die Ungeheuer Behemoth und Leviathan vor Augen führt. Auch diese bedrohlichen Ur-Viecher habe er geschaffen und voll unter Kontrolle.

Wer sind Behemoth und Leviathan? In der Einheitsübersetzung werden sie zoologisch korrekt als Nilpferd und Krokodil beschrieben. Doch in ihrer tieferen Bedeutung sind sie wesentlich mehr. Um beide Tiergestalten rankt ein mythologischer Kranz, der vor allem aus ägyptischen Quellen stammt. Seit Urzeiten lebten Flusspferde und Krokodile am lebensspendenden Nil und beeindruckten durch ihre Größe und waren schier unbezwingbar. Es wundert nicht, dass sie zunehmend religiös-rituelle Bedeutung gewannen. Das Behemoth-Nilpferd und das Leviathan-Krokodil wandelten sich zu Chaosungeheuern, die nur durch wiederholte rituelle Tötung gebannt werden konnten. Es war Aufgabe des Königs, das rote, männliche Nilpferd und das Krokodil zu jagen, zu erlegen und somit die Chaosmacht zu bändigen. Später wurde die Fähigkeit dazu auf den Gott Horus übertragen, denn Nilpferd und Krokodil waren mit dem Götterfeind Seth assoziiert. Jetzt kämpften Göttermächte miteinander: Horus als Welterhalter und Seth als Bedroher. Die Chaostiere am Nil standen dafür symbolisch ein und real bezahlten sie mit ihrem Leben. Im Gegensatz zum relativ behäbig wirkenden Flusspferd war das Leviathan-Krokodil weitaus gefürchteter und wirkmächtiger in der Vorstellung. Als mythologisches Ungeheuer war der Leviathan der urzeitliche Chaosdrache im Meer. Besonders in kanaanäisch-mesopotamischen Überlieferungen agierte der Riesendrache als großer Gegner zur Schöpfergöttheit. Erst nach dem Sieg über die Chaosmacht konnte die Weltordnung entstehen.

Der Hiob-Theologe umschreibt den Leviathan in allen grauenerregenden Einzelheiten. Wehe, wer diesem Monstrum mit seinem mächtigen Leib, seinem Doppelpanzer und einem Maul wie Tore, mit seinem feurigen Atem, seinem Herz aus Stein und was noch alles begegnet. Keiner unter dem Himmel käme heil davon. *»Auf Erden gibt es seinesgleichen nicht, dazu geschaffen, um sich nie zu fürchten«* (41,25). Entsetzlich! Doch auch dieser grässliche Leviathan ist Gottes Schöpfung, ihm unterworfen und vor ihm abhängig wie jedes andere Tier.

Hier endet die zweite Rede Jahwes an Hiob. Er hat gesagt, was zu sagen war. Doch, was folgt daraus?

WAS JETZT? – SCHACHMATT FÜR DIE FREUNDE

Die zwei wirbelnden Ansprachen machen den Eindruck, als wäre Hiob in jenen Wettersturm geraten, aus dem Jahwe sprach. Wie ein heftiger Platzregen sind die stakkatoartigen Fragen niedergeprasselt. Der streitbare Gottesankläger steht am Ende da wie der sprichwörtlich begossene Pudel.

Was haben ihm die so lang erwarteten Antworten Gottes gebracht? Weiß Hiob jetzt, warum er leidet, was den Himmel bewogen hat, einem gerechten und frommen Mann so übel mitzuspielen? In den Reden hat Gott einen weiten Bogen geschlagen, doch kam Hiobs Problem darin vor?

Viele Ausleger der Hiobgeschichte sehen hier einen wunden Punkt. So zentral die Gottesreden sein mögen, ihr Inhalt wäre enttäuschend und ihre Form deplaziert. Ermüdende Naturlehrstunden hätte der Hiob-Theologe doziert oder einen trostlosen Monolog geschrieben, gar spöttischen Sarkasmus aufgeboten und noch mehr.

Unter den Theologen erwähne ich beispielhaft Heinz Zahrnt. In seinem Buch über Hiob und Leid¹ bekennt er offen seine Enttäuschung über die göttliche Imponiergebärde einhundertzwanzig Verse lang. Habe Gott es nötig, fragt Zahrnt, »dem in der Asche Hockenden, vor allem längst Entblößten noch seine Übermacht zu beweisen?« Rede Gott damit nicht schnurstracks an Hiob vorbei, wie ein schlechter Seelsorger? »Hiob erhält keinerlei Aufschluss über die Ursache seines Geschicks, und die Frage nach dem Sinn des Laufs und Leids der Welt wird nicht einmal gestreift.« Zahrnt gesteht dabei ein, dass ihm die positive Reaktion Hiobs jedes Mal neu überrasche.

Besonders grimmig gibt sich Ernst Bloch. In seiner Hiobinterpretation lässt er am Auftritt Gottes kein gutes Haar.² Jahwe hätte sich als boshafter Naturdämon erwiesen, der auf das menschliche Wohl pfeife und machtbesessen sei. Nur um seine Majestät zu zeigen, griffe er auch auf sinnlose, blutig-rohe und monströse Beispiele aus der Tierwelt zurück. Dieser Natur-Baal-Jahwe hätte selbst mit dem Vulkan-Jahwe anderer Bibelstellen nichts gemein. Gegenüber einem solchen Gott könne der moralische Triumph des Rebellen Hiob nur noch deutlicher ausfallen.

Was wird Hiob tun? Welche finale Geste verlangt der Theologe von seinem Helden? Hiobs letzte Worte sind deutlich (42,1-6):

»Da antwortete Hiob dem Herrn und sprach:

Ich hab´ erkannt, dass du alles vermagst;

Kein Vorhaben ist dir verwehrt.

*Wer ist es, der ohne Einsicht den Rat verdunkelt?
So habe ich denn im Unverstand geredet über Dinge,
die zu wunderbar für mich und unbegreiflich sind.
Hör doch, ich will nun reden,
ich will dich fragen, du belehre mich!
Vom Hörensagen nur hatte ich von dir
vernommen;
jetzt aber hat mein Auge dich geschaut.
Darum widerrufe ich und atme auf,
in Staub und Asche.«*

Eingeständnis, Unterwerfung, Widerruf – ist das Hiob wie wir ihn kennen? Kein Blatt hat er vor den Mund genommen, gegen Gott rebelliert und sich über die Welt empört. Er forderte den Himmel heraus wie kein anderer, gab Kontra, obwohl er mit dem Rücken zur Wand stand, hat sich schlimm beschuldigen und übel beleidigen lassen müssen. Bis zum Ende verteidigte er wacker seine Unschuld und schärfte erbittert seine Gottesanklage. Doch plötzlich widerruft er und gibt Gott Recht. Hat Hiob kapituliert? Ist er vor der geballten Wucht göttlichen Auftretens in die Knie gegangen? Ist er kleinlaut geworden vor dem gelehrigen Redeschwall aus dem Himmel?

An den wenigen Versen der letzten Hiobworte entscheidet sich, in welche Richtung das Drama um „sinnloses“ Leid, Verzweiflung und menschlicher Revolte gegen Gott aufzulösen ist. Hat Gott gesiegt oder bleibt Hiob der heimliche Sieger oder ...?

Einige Hiobinterpreten favorisieren gegen den Augenschein einen Triumph des Helden trotz des vermeintlichen Gottessiegs. Blochs Plädoyer für den moralischen Gewinner Hiob haben wir schon gestreift.

Stärker hinweisen möchte ich auf den jüdischen Autor Elie Wiesel, der aus seinen persönlichen Holocaust-Erfahrungen Hiobs Verhalten reflektiert und ihm ein Wort an Gott in den Mund legt: »Und warum soll ich nicht sagen, dass Hiob mich vor allem nach dem Kriege in Verwirrung gestürzt hat. Man traf ihn damals auf allen Wegen Europas, verwundet, beraubt, verstümmelt, sicher nicht glücklich, aber auch nicht resigniert. Seine Unterwerfung im Buch Hiob erschien mir wie ein Hohn. Er hätte nicht so schnell nachgeben dürfen und die Trinkgelder zurückweisen müssen: `Gut, ich verzeihe dir, verzeihe dir insofern es sich um mich handelt, um meinen Gram, um meinen Todeskampf. Aber meine toten Kinder, verzeihen sie denn dir? Habe ich das Recht, in ihrem Namen zu sprechen? Habe ich das moralische, das menschliche Recht, ein Ende und eine Lösung für diese Geschichte zu akzeptieren, in der sie Rollen gespielt haben, die du ihnen nicht ihretwegen, sondern meinetwegen auferlegt hast? Wenn ich deine Ungerechtigkeiten offiziell anerkennen würde, würde ich dann nicht dein Komplize werden? ... Ich fordere, wenn

nicht für mich, so doch für sie, dass Gerechtigkeit geschehe und der Prozess weitergeht ... ' Ja, eine solche Sprache hätte er sprechen müssen.«³

Dennoch, Wiesel wird gleich darauf Hiob rehabilitieren. Er denkt an die vielen Schauprozesse der Geschichte, deren Mühlen ungezählte, aufrechte Menschen gnadenlos zermalmt haben. Zuvor wurden die Opfer scheinbar willenlos und gefügig gemacht, um ihren Henkern öffentlich recht zu geben. Aber diese absurden Selbstanklagen, das Eingestehen von Schuld auf dem Rücken der Wahrheit, ließ die Prozesse gänzlich zur Farce werden. Vor dem Tribunal stammelten die Todgeweihten ihr »Ja« mit einem geheimen Lachen auf dem Gesicht und vor der Welt schriegen sie ihr »Nein« heraus.

Zu einer ähnlichen Ironie Hiobs bemerkt Wiesel: »Deshalb unterwarf sich Hiob, der Gerechte, der Weise, so schnell und so total; um den Gegner zu täuschen. Zum Schluss seines Kampfes, von dem Hiob weiß, dass er von Anfang an verloren ist – denn wie kann ein Mensch hoffen, Gott zu besiegen –, entdeckt Hiob eine harmlose Methode, um in seinem Widerstand zu verharren, er tut so, als gäbe er freiwillig auf, bevor noch die eigentliche Schlacht begonnen hat. Wenn er standgehalten, wenn er sich mit den göttlichen Argumenten Punkt für Punkt auseinandergesetzt hätte, würde man daraus gefolgert haben, dass er bei der rhetorischen Überlegenheit seines Gesprächspartners nur seine Niederlage eingestehen konnte. Aber er sagt ja zu Gott, sagt sofort ja, ohne zu zögern, ohne zu überlegen, ohne Wenn und Aber und ohne jeden Widerspruch. ... Er bereut Sünden, die er nicht begangen hat, und rechtfertigt Leiden, die er nicht verdient hat, und gibt uns dadurch zu verstehen, dass er an seine Geständnisse nicht glaubt, dass sie nur eine List sind. Er verkörpert das ungestillte Suchen nach Gerechtigkeit und Wahrheit, er hat nie den Nacken gebeugt. Sein Versuch wird also nicht vergebens sein, denn ihm verdanken wir die Erkenntnis, dass es dem Menschen gegeben ist, die göttliche Ungerechtigkeit in menschliche Gerechtigkeit zu verwandeln.«⁴

Wiesel will die Stimme der Empörung durch nichts erstickt wissen. Der Schrei gegen Gott muss in der Weltgeschichte fortwährend widerhallen und soll zum Ansporn werden für eigene irdische Gerechtigkeit. Sicherlich spricht das vielen, sehr vielen Menschen aus dem Herzen. Es sind jene, die nicht einfach *Ja und Amen* sagen wollen, die sich nicht abspeisen lassen mit wohlfeilen Beschwichtigungen vornehmlich aus Theologenmund.

Elie Wiesel, E. Bloch, H. Zahrnt u.a. rütteln an einem drängenden Problem. Wie sauber ist die Hiobgeschichte lösbar? Die Gefahr ist groß, dass übereifrige Exegese die Hochspannung des Dramas am Ende eilig kurzschließt und zur Tagesordnung übergeht. Die Theologie ist gut beraten, gerade die Einwände von nicht-theologischer Seite ernst zu nehmen. Allzu oft haben sich Vertreter der professionellen Gotteskenntnis wie Epigonen der Freunde Hiobs gebärdet und einfache Strickmuster angeboten. Wir werden dem einen oder anderen noch begegnen.

Der Hiob-Theologe hat es vorgemacht. In seinem Werk bekämpft er engstirnige Leid-Theorien und öffnet stattdessen ein großes Fenster, um den Blick auf die Schöpfung freizugeben bis zum Horizont und weiter. So entschieden er Pseudoerklärungen verwirft, so mutig und visionär wagt er sich am Schluss in ein unentdecktes Land.

Welche fertigen Lösungen entlarvt der Hiob-Theologe als Scheinlösungen, und welchen Weg weist er uns anheim zugehen?

Ganz oben auf der Liste steht der inzwischen wohlbekannte Tun-Ergehen-Zusammenhang. Die drei Besucherfreunde hatten ihn mitgebracht und schlachteten ihn im Laufe der Streitgespräche weidlich aus. *»Bedenk doch! Wer geht ohne Schuld zugrunde? Wo werden Redliche in Stich gelassen? Wohin ich schaue: Wer Unrecht pflügt, wer Unheil sät, der erntet es auch.« (4,7f)* Mit diesen Worten überfiel der erste Freund Elifas den verdutzten Hiob. Zugleich gab er damit den Startschuss für ein unsägliches Gezerre und Gezeter. Gott straft Hiob; nur Bösewichter werden bestraft; also Hiob ist ein Bösewicht! Salopp gesagt, er muss nach Meinung seiner feinen Freunde eine Leiche im Keller haben, vielleicht auch zwei, da es ihm wirklich dreckig geht.

Keine Frage, dass Hiob chancenlos ist. Seine Unschuldsbeteuerungen verpufften im starren Gitter einer Logik, die bestechend kleinkariert, aber ungemein wirkungsvoll ist. Die Vergeltungslogik ist so unnachgiebig, weil sie Gott als deren Erfinder und Garanten vereinnahmt hat. Hiobs Freunde scheinen auch Gott in ihrem Marschgepäck mitgebracht zu haben. Jedenfalls wissen sie genau, was er warum tut und nicht tut. Eine andere kosmische Weltordnung als die der „gerechten“ Vergeltung von Himmel her können sie sich nicht vorstellen. Sie ziehen alle Register, um Hiob das schreckliche Los der Frevler auszumalen. In deren Leben gäbe es tausend Möglichkeiten, wo der vergeltende Zorn Gottes zuschlagen könne.

Unser Theologe lässt schon früh durchscheinen, was er davon hält: Nichts. Sein Hiob kämpft ebenso angriffslustig und einfallsreich wie die Besucher. Doch er ist immer eine Nasenlänge voraus. Was diese ihm auch an den Kopf werfen, was für listige Argumente sie aus der Weisheit, der Lebenserfahrung und aus einer angeblich eisernen Gotteslogik bemühen, Hiob kontert klug und überlegen. Damit bereitet der Verlauf des Disputs den finalen Paukenschlag am Ende der Geschichte vor.

Was steht in den Gottesreden über die Problematik der moralischen Vergeltung, über das Bestrafen von Sündern und den Lohn der Gerechten? Nichts! Man höre und staune. Es sieht aus, als ob Gott an der ganzen Sache uninteressiert sei. Der menschliche Vergeltungsruf hat im Schöpfungsortchester keine Stimme. Dort werden andere Melodien gespielt, Melodien, die fremdartig klingen und dennoch faszinieren. Gott erhält seine Schöpfung nach anderen Regeln als nach denen, der selbsternannten Gottesdirigenten.

Das Problem der drei Freunde – und auch das des vierten Quereinsteigers – ist ein Scheinproblem. Es rumort nur in den Köpfen und Herzen engstirniger Zeitgenossen.

Unserem Hiob brannte von vornherein eine andere Frage in der Seele. Warum muss er als Unschuldiger derart leiden? Aus welchem Grund hat Gott ihn wie einen Feind ins Visier genommen? Wenn er doch Gott direkt seine Empörung ins Antlitz schreien dürfte und eine Antwort erzwingen könnte! Hiob hatte nie daran gezweifelt, eine offene oder nur verdeckte Schuld mit sich herumzuschleppen. Allenfalls rhetorisch provozierte er den Himmel und erkundigte sich bitter-ironisch nach der Ursache des einseitigen Zerwürfnisses. In seiner Antwort vermeidet Gott selbst die leisesten Töne in diese Richtung. Es gibt kein getrübtetes Verhältnis und schon gar keine Feindschaft. Hiob ist und bleibt der tadellose und rechtschaffende Mensch vor Gott.

Das gilt auch für den abstrakten Schuldvorwurf, den die Freunde Elifas und Bildad ihrer Hauptargumentation nachschoben. Hiob sei ein Mensch und Menschen seien im Lichte der Heiligkeit Gottes armselige, schmutzige Würmer. Daher müsse jeder auf gewisse Strafen gefasst sein – eben auch Hiob. Elifas und Bildad geben sich hier besonders raffiniert. Ihre Argumentation fußt auf einem subtil arrangierten doppelten Boden. Gesetzt den Fall, Hiob sei tatsächlich persönlich untadelig, was aber sicher nicht stimmt, stehe er dennoch *als Mensch* unrein vor Gott. Wie könne er dann noch so laut seine Unschuld beteuern und sich gegen die Abstrafung stemmen! Das sei dumm, unverschämt und obendrein völlig zwecklos.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass dieser Einwand keine dogmatische Grundaussage über das Schuldigsein des Menschen aufstellen will, sondern auf eine Zuspitzung des Tun-Ergehen-Gedankens zielt. Zur Verteidigung der Schiene zwischen Lebensleid und gerechter Strafe wird Hiob als schwächelnder Mensch vorgeführt. Seine natürlichen Grenzen an moralischer Kraft und Einsicht würden hinreichen, um Gottes vergeltende Schläge zu erklären. Freilich hinterlassen die Menschendurchleuchter Elifas und Bildad den Eindruck, als trauten sie selbst nicht ganz ihrem gewagten Einfall. Rasch greifen sie ihn auf und rasch lassen sie ihn wieder fallen. Auch Hiob übergeht vornehm den existenztheologischen Tritt ans Schienbein und konzentriert sich auf die Abwehr des Hauptvorwurfes, hinter der Fassade ein Prachtexemplar von Frevler abzugeben.

Dennoch, das angesprochene Grundproblem ist höchst sensibel und explodiert bei unvorsichtigem Gebrauch. In der kirchlichen Tradition hat es mancherorts arge Verwüstungen angerichtet. In deren Ruinen wurde das Selbstverständnis des Menschen gegenüber sich und gegenüber Gott schwer beschädigt, zuweilen sogar gespenstisch verzerrt. Ich denke vor allem an eigenwillige und missverständliche Interpretationen der *Erbssünde* und ihrer Folgen. Die Auswirkungen auf die Gott-Leid-Problematik waren und sind so immens, dass wir die Sündenfallerzählung in Genesis eigens unter die Lupe nehmen müssen.

Weder der Hiob-Theologe noch das Frühjudentum insgesamt kennen eine sündige Menschennatur an sich oder einen gefallenen und unheilbar korrumpierten Zustand nach der Paradiesvertreibung. Allein an der moralischen Hinfälligkeit des Menschen ließen sie schattige Bereiche ausmachen, die vergeltenden Gotteszorn provozieren könnten. Was steht darüber in den langen Gottesreden? Erneut *nichts!* Gelegenheit wäre reichlich gewesen. Während des vielseitigen Rundgangs durch die Schöpfung hätten auch ein paar Worte zu *Stellung* und *Kraft* des Geschöpfes Mensch fallen können. Doch kein Sterbenswörtchen von Jahwe. An der menschelnden Vergeltungstheorie ist er ebenso wenig interessiert wie an der gemäßigten Tun-Ergehen-Behauptung.

Lesen wir im Text eine Zeile weiter, wird Gott sogar zornig über die altklugen Freunde an der Seite Hiobs. Nachdrücklich hält er ihnen gleich zweimal vor: *»Denn ihr habt nicht recht von mir geredet wie mein Knecht Hiob«* (in 42,7f). Dieses knappe und klare Urteil sitzt. Es brandmarkt das wohlfeile Gerede über Schuld und Leid, über das üble Frevlergeschick und das sonnige Leben der Frommen und Guten als leeres Geschwätz. An einer hitzigen Stelle während der Streitdebatte hatte Hiob das den Dreien prophezeit (13,1-12). Verkehrtes würden sie über Gott reden und ihre Merksätze seien aus Staub. Erbst warf er ihnen an den Kopf (13,4): *»Ihr aber seid nur Lügentüncher, untaugliche Ärzte alle. Dass ihr endlich schweigen wolltet, das würde Weisheit für euch sein«*. Jetzt ist es soweit. Die Drei sind entlarvt. Sie müssen ein Bußopfer darbringen und Hiob soll Fürsprache einlegen.

Diese Zurechtweisung Gottes steht im Schlussteil der Rahmenerzählung und gehört damit nicht mehr zum eigentlichen Hiobdrama. Formale und inhaltliche Gründe legen aber nahe, dass die ersten Verse bis zur Beschreibung von Hiobs neuem Glück vom Hiob-Theologen redaktionell bearbeitet worden sind.

Das barsche Abkanzeln der Freunde macht nur Sinn, wenn dem Hörer der Geschichte die Rolle der drei hinreichend klar ist. Der Autor hat dazu ganze Arbeit geleistet, als er in über zwei Dutzend Kapiteln jede Facette gründlich beleuchtete. Wir könnten Elifas und den anderen eine weitere Rolle auf den Leib schreiben, so gut kennen wir ihre Einstellung. Doch die wortreiche Konstruktion zu Schuld und Strafe ist Blend- und Trugwerk. Durch das Donnerrollen der Gottesrede zerfällt es wie eine Fata Morgana bei heraufziehendem Sandsturm.

EINBLICKE UND AUSBLICKE – NICHT NUR FÜR HIOB

Krachend hat der Hiob-Theologe die Tür zur engen und muffigen Kammer zugeschlagen, in der sich das bornierte Vergeltungsdenken wohlfühlt. Gleichzeitig öffnete er eine andere Tür, die hinausführt in die Weite eines Denkens, das sich bis zum Horizont am Sternenhimmel erstreckt.

Gleich hinter dieser Tür begegnet uns die erste Frage Gottes an Hiob: Was weiß er über die Schöpfung? (38,4f): »Wo warst du, als ich die Erde gegründet? ... Wer setzte ihre Maße? ... Wohin sind ihre Pfeiler eingesenkt?« Stakkatoartig fragt Gott weiter und lenkt Hiobs Blick von Schöpfungswerk zu Schöpfungswerk. Der Bogen ist so bunt wie ein Kaleidoskop. Er reicht von den Quellen des Meeres über die Wasserschläuche und Schneekammern des Himmels bis zu den Sternen der Plejaden und wieder zurück zu den Wolken und Blitzen auf der Erde, den zahlreichen Tieren auf freier Wildbahn bis zu dem mächtigen Nilpferd Behemoth und dem furchterregenden Ungeheuer Leviathan.

Die farbige Beschreibung verschlägt einem den Atem. Doch wo kommt Hiob vor und wo die Menschen überhaupt? Während der zwei langen Reden Gottes lauschen wir vergeblich auf Hinweise. Es ist, als ob Jahwe eine menschenleere Schöpfung preist; quasi eine Lobrede am fünften Schöpfungstag, nachdem er alles bestens erschaffen hatte, ausgenommen die Menschen.

Ist die Schöpfung auch ohne das Menschengeschlecht lebensfähig und des Lobes würdig? Sind wir nicht die »Krone der Schöpfung«, ihr geistiges Zentrum voll Würde und Herrschaft, zu dessen Dienst alles ins Dasein gerufen wurde? In der ersten hymnischen Schöpfungserzählung im Buch Genesis und in einigen Psalmen klingt das deutlich an. Doch unser Hiob-Theologe korrigiert diese Ansicht. Er räumt mit einer missverständlichen, ja anmaßenden Selbstinterpretation des Menschen gründlich auf. Das grandiose Schöpfungslob rauscht unverhohlen am Menschen vorbei. Das ist mehr als nebensächliche Rhetorik. Es ist ein Paukenschlag gegen einen plumpen *Anthropozentrismus*, der schon zu biblischen Zeiten in den Köpfen herumtollte – ganz zu schweigen von heutzutage. Anthropozentrisches Denken befördert den Menschen auf die Spitze einer Schöpfungspyramide und macht ihn zum magnetischen Pol, der alles Geschaffene auf sich ausrichtet. Alles innerhalb der Pyramide, von den Tieren, über die Pflanzen bis zur nackten Erde hat dienstbar und verfügbar sein, je nach Bedürfnis und Wille des göttlich legitimierten Herrschers auf dem Gipfel. Die Litanei der Verwüstungen, die solche Hybris geschrieben hat, ist schauerlich und beschämend zugleich. Reichlich genährt wird auch der Wahn, alles irgendwie irgendwann zu *können* und natürlich auch zu *dürfen*.

Der Hiob-Theologe stemmt sich dieser arroganten Selbstgefälligkeit wirkungsvoll entgegen. Wir sind nicht der „Mittelpunkt“ der Schöpfung, wie wir es gerne hätten. Wir haben keine Sonderrechte im Getriebe des Weltenlaufs, keinen Schonraum, der uns einhüllt, kein Podest, auf dem wir als Herren wohlausgestattet mit Macht das Zepter schwingen könnten über Erde und Himmel.

Will man unbedingt die Vokabeln *Mittelpunkt* oder *Spitze* gebrauchen, dann allenfalls im nicht-anthropozentrischen Sinn. Er lässt sich ausdrücken in einer klaren Beschreibung des Dienstauftrags *am* Geschaffenen – so wie es in Genesis steht – oder im gleichwertigen Lob der Schöpfung an die Adresse Mensch – so wie in den Worten Jahwes an Hiob.

Der Vorzug Hiobs und mithin von uns Menschen liegt in der An-Rede Gottes. Das Geschöpf ist Gesprächspartner des Schöpfers. Hiob erfährt aus erster Hand von der Weisheit der Schöpfung, von ihrer durchdachten Planung und ihrem wunderbaren Ablauf. Der Baumeister der Welt erläutert höchst persönlich sein Werk und gesteht Hiob zu, dass er Verständnis, gar Einsicht aufbringen kann. Das ist Hiobs und unser Privileg.

Wenn wir staunend zum Sternenhimmel aufsehen, dürfen wir am Firmament die Handschrift Gottes lesen. Dieselbe Handschrift finden wir überall auf der Welt, wohin sich der Blick auch wendet. Die Schönheit ist das Ergebnis eines machtvoll ordnenden Wirkens zu Beginn der Zeiten, als noch Chaos ringsum tobte. Symbolisch dafür steht die alles überschwemmende urzeitliche Wasserflut und das grässliche Meeresungeheuer Leviathan. Nach dem alten Weltbild des Vorderen Orients kanaänisch-mesopotamischer Prägung waren die Urfluten und der Meeresdrache *die* Chaosmächte schlechthin. Sie galt es zu bändigen, bevor fruchtbares Land entstehen konnte sowie gefahrloser Lebensraum für Tiere und Menschen. Was in den Mythen regelmäßig ein gewaltiges Kampfszenario heraufbeschwört, wird vom Hiob-Theologen ganz undramatisch beschrieben. Ein Wink von Jahwe und schon stoppt die reißende Urflut wie ein Rinnsal vor einer Schleusenbarriere; ein Wort und schon benimmt sich das Leviathanmonster gezähmt wie ein Haustier, ja wie ein Spielgefährte. So jedenfalls deutet es ein Vers in der Gottesrede an, als Hiob gefragt wird, ob er mit dem Krokodilungeheuer spielen könne wie mit einem Vogel (40,29a; vgl. auch Ps 104,26). Im Talmud heißt es sogar bei Rabbi Jehuda, dass Jahwe die letzten drei Stunden eines jeden Tages nutze, um mit dem Leviathan zu spielen (bAZ 3b).

Für den Hiob-Theologen ist die Leichtigkeit wichtig, die Gott über die zerstörerischen Chaosmächte ausübt. Nach seinem ureigenen Plan fängt Jahwe die Schöpfung souverän an und hütet sie plangemäß durch die Zeiten. In diesem Plan ist kein Platz für eine himmlische Tun-Ergehen-Vergeltung. Das Karussell der Bestrafung übler Gesellen und der Belohnung von Frommen und Guten stammt aus der menschlichen Planschmiede. Ebenso „menschlich“ ist es, für sich selbst eine Sonderbehandlung zu reklamieren. Doch der Lebensraum *Kosmos* ist für alle gleich und sein Pulsschlag ist überall derselbe. Er bringt den lauen Frühlingsregen ebenso wie den Hagelsturm, Gesundheit ebenso wie Erkrankung, er schlägt für das Geborenwerden und für das Sterben, für Leben und Tod.

Diese Schöpfungsperspektive taucht Hiobs Leid in ein neues Licht. Sein Unglück wurde nicht hinter seinem Rücken ausgeheckt. Es ist weder eine himmlische Straftat, noch eine ebensolche Rutenpädagogik, wie es die vier Freunde wortreich kolportierten; es steckt weder eine perfide Attacke Satans zum Austesten der Glaubenstreue dahinter, wie es die alte Rahmenhandlung erzählt, noch wurde Hiob willkürlich und sinnlos gequält, wie dieser es im Zorn Gott unterstellte.

Besonders der letzte Punkt hatte Hiob gehörig an den Nerven gezerrt. »Die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, mein Geist hat ihr Gift getrunken, Gottes Schrecken stellt sich gegen mich.« (6,4) So jammerte der Geschlagene schon früh vor seinen Freunden. Bald darauf verdichtete sich Hiobs Grimm und er reckte seine Fäuste gegen den Himmel: »Was tat ich dir, du Menschenwächter? Warum stellst du mich vor dich als Zielscheibe? Bin ich dir denn zur Last geworden?« (7,20) Grundlos würde Gott ihn niedertreten und seine Wunden mehren. Gleichzeitig bleibe er taub und unerträglich stumm. Resigniert versteigt sich Hiob zum Spruch: »Einerlei; so sag' es denn: Schuldlos und schuldig bringt er um.« (9,22) Warum dann überhaupt noch leben? Sei es nicht sinnlos, das Licht der Welt zu sehen, nur um Elend und Bitternis kosten zu müssen?

Am Ende hat Hiob die Lektion der Gottesreden gelernt. Er sieht sein Schicksal in einem Schöpfungslauf aufgehoben, den die weise Hand Gottes geschrieben hat und den dieselbe Hand unablässig hält. Hiob erkennt im farbenprächtigen Mosaik der Schöpfung das Antlitz des Schöpfers und einen Plan, der weit entfernt ist von menschlichen, allzu menschlichen Vergeltungsfantasien, von göttlicher Willkür und kosmischer Sinnlosigkeit. Der Theologe beschreibt sehr anschaulich wie sich der Knoten in Hiobs Brust löst. Wir können sein Aufatmen geradezu hören. Hiob zieht seine Anklage zurück und zeigt sich bußfertig. Nicht nur seine beflissenen Freunde haben dummes Zeug geredet, auch er selbst hat im Eifer des Gefechtes Gott Ungeheuerliches nachgesagt.

An diesem Punkt beendet der Hiob-Theologe sein dramatisches Lehrstück. Er hat gesagt, was zu sagen war.

Es bleiben die Schlussworte der alten Hiobberzählung. Ihre „Lösung“ ist weitaus bekannter und populärer als die der Gottesrede. Hiob erhält all das und mehr zurück, was ihm so grausam genommen wurde. Gott segnete nämlich erneut seinen braven Knecht und belohnte ihn für seine Standhaftigkeit. Hiob bekommt massenweise Schafe, Kamele, Rinder und Esel, doppelt soviel wie er besessen hatte. Auch sieben Söhne werden ihm erneut geboren und drei überaus hübsche Töchter, denen er reizende Namen gibt. Sage und schreibe noch 140 Jahre soll Hiob gelebt haben. Sicherlich wieder kerngesund, obwohl es nicht ausdrücklich erwähnt wird. In dieser Zeit durfte er Kindeskind bis zur vierten Generation sehen. Danach starb Hiob »hochbetagt und satt an Lebenstagen« (40,17), so der letzte Satz in der Geschichte.

Ende gut, alles gut? Sicher nicht. Dieses Happy End klingt märchenhaft und ist zu schön, um wahr zu sein. Schon zu Anfang haben wir gesehen, dass selbst die alte Erzählung vom frommen Mann aus Uz dessen Wohlstand und Heimsuchung symbolisch beschreibt. Beim vorliegenden glücklichen Ende ist es ähnlich. Doch das „wirkliche“ Leben wird mit sperriger Feder geschrieben.

Beim näheren Hinsehen trifft das auch den fröhlichen Hiob-Schluss. Die sieben ersten Söhne und drei ersten Töchter bleiben tot und begraben; wie sollte es anders sein! Kann Vater Hiob ihr schreckliches Ende unter den Trümmern des Hauses je vergessen? Wie könnte er! Schwere Trauer lässt sich nicht „vergessen“. Selbst wenn sie weggeschoben wird, bleibt sie tief drin und legt sich wie ein Dornenkranz um die Seele. Schmerzhaft zu erinnern wäre auch an die vielen namenlosen Knechte, die von Feindeshand brutal erschlagen wurden. Können denn ebenso zahlreiche Ersatzknechte das jählings abgeschnittene Leben ihrer Vorgänger aufwiegen? Was die Kinder und Knechte an Qualen erlitten haben kann nichts und niemand ungeschehen machen. Der Trauerschmerz darüber wird Hiob ein Leben lang als düsterer Schatten verfolgen.

Daher ist das scheinbar makellose Finale der Hiobberzählung deutlich eingetrübt. Keine noch so üppige Segensbeschreibung vermag es blank zu polieren vom vergangenen und weiterrumorenden Leid. So bleibt das Happy End Hiobs letztlich die Augenwischerei einer vordergründigen Beteuerung, dass am Ende alles gut werde.

Der Autor der Hiobdichtung hat mit seinem ausgefeilten Lehrstück auch dagegen protestiert. In der Gottesrede wurde Hiob kein goldenes Leben versprochen. Die Verluste von gestern bleiben, auch die Verluste von morgen, und der Schmerz darüber bleibt Teil seines Lebens. Leid lässt sich nicht spurlos aus der Welt schaffen. Dennoch ist Entscheidendes passiert. Hiob hat ein anderes Verständnis zu seinem Schicksal gewonnen. Die Worte vom Himmel haben eine fatale Schiefelage eingeebnet, auf der Hiob und seine Freunde unaufhaltsam ins Abseits dumm-dreister Erklärungen und quälerischer Verfolgungsängsten schlitterten. Die neuen Ausblicke auf dem sicheren Stand der Erde werfen zarte Antwortstreifen an den Horizont. Sie sind nur schwach sichtbar und weit entfernt von exakten Lösungen. Der Hiob-Theologe will nicht den Fehler begehen, Gott wie eine Marionette vorzuführen. Er kann damit nur reinfallen. Seine Antworten sind Fingerzeige auf Fragen, die ihm unausweichlich und fundamental erscheinen:

Warum lässt Gott unschuldige Menschen leiden, sogar entsetzlich leiden? Steckt irgendein Sinn dahinter? Welchen Sinn oder Unsinn legen wir uns selbst zurecht? Nach welchem Plan hat Gott die Schöpfung entworfen, und wie folgt sie diesem Plan in ihrem Lauf durch die Zeiten? Gibt es einen Platz für das Leid in dieser Welt? Der Hiob-Theologe ermutigt seine Leser weiter zu fragen und weiterzugehen.

* Bearb. und gek. Auszug aus dem Buch des Autors : Schöpfung ohne Sinn? Gott und das Leid, Düsseldorf 2003.

Die Anmerkungen zu diesem Textabschnitt sind im o.a. Buch abgedruckt.